

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

18 (5.5.1935)

Der Führer

AM SONNTAG

Folge 18 / Jahrgang 1935

Sonntag, 5. Mai 1935

LAND | HILFE

Als die Landhilfe ins Leben gerufen wurde, verfolgte die nationalsozialistische Reichsregierung die Erreichung von zwei Zielen: die entwurzelte, arbeitslose Jugend, die in der erschrecklichen Zahl von über einer Million zum Nichtstun verurteilt war, sollte einer gesunden, sinnvollen Beschäftigung zugeführt und der Bauer in seinem Kampf um Scholle und Familie unterstützt werden. Diesen Problemen — Not der Jugend und Arbeitsüberlastung des Bauern — gab die Landhilfe Antrieb und Gestalt.

Die Organisation und die Durchführung der Landhilfe nahm die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung in die Hand. Die bei den Arbeitsämtern gemeldeten arbeitslosen Jugendlichen von 14 bis 25 Jahren wurden zur freiwilligen Annahme einer Landhelferstellung aufgerufen, nach ärztlicher Untersuchung mit Arbeitsausrüstung versehen und planmäßig den Aufnahmeregionen zugeführt.

Endlich löste die Arbeit den demoralisierenden Unterdrückungsbezug ab. Zahllose Briefe von Landhelfern und -helferinnen schildern die Umkehr des Lebens, das Erwachen der neubelebten Seele. Gottes freie Natur ließ in der Arbeits- und Lebensgemeinschaft des deutschen Bauerntums viele Söhne und Töchter dem Volke wiedergewinnen.

Voraussetzung dazu ist die Einstellung des Bauern zu seinem neuen Helfer. Das Reich gewährt ihm zwar eine monatliche finanzielle Beihilfe von 12—15 M., bis 18—20 M., verlangt aber gleichzeitig die berufliche Heranbildung. Der Bauer muß dem Helfer mit Vertrauen begegnen und ihn nicht gemeinlich als Anecht, sondern als Glied der Familie im Hause aufnehmen. Und welche Fülle abwechslungsreicher Tätigkeit birgt so ein Landarbeitsstag. Je nach der Jahreszeit ist der Bauer Lehrling des Landhelfers — den Acker zu bereiten, die Saat zu säen, die Ernte zu bergen. Jeder Handgriff bei Handhabung der Geräte will und muß gelernt sein. Tierhaltung und Tierpflege beanspruchen besondere Aufmerksamkeit. Leuchtenden Auges bereitet der junge Landhelfer „sein“ Gespinn, das ihn in den frühen Morgen zum Pflügen oder zur Ernte hinausführt. Mit mütterlicher Sorge betritt die Landhelferin den Stall, um „ihr“ Ferkeln, Kälbchen oder Küden großzuziehen. Hier offenbart sich das bäuerliche Leben, das die Arbeit eine persönliche Angelegenheit werden läßt: nicht für den Betrieb — für die Familie, fürs Volk schafft der Landhelfer.

Die Bedeutung der Landhilfeaktion liegt, allgemein gesehen, auf bevölkerungs- und agrarpolitischen Gebiet, wie in der Gestaltung des landwirtschaftlichen Arbeits-einfaches überhaupt. Von den 160 000 Landhelfern und -helferinnen hat die größte Anzahl eine West-Ostwanderung gemacht. Die überfüllten Industriegebiete — Rheinland, Westfalen, Sachsen, Brandenburg — haben ihre Jugendlichen nach Ostpreußen, Pommern, Nordmark, Niederelbe abzugeben. Nach dem Altersaufbau ist das Hauptkontingent durch die Altersgruppen von 19 bis 25 Jahren verkörpert. Erfreulicherweise füllen diese Altersgruppen eine Lücke auf dem Lande aus, die in früheren Jahren — Landflucht — den ländlichen Arbeits-einzel besonders empfindlich traf. Jedoch nur ärztlich gesund und befähigte Kräfte sollen die Wurzel des Volkstums wieder befruchten. Die ärztlichen Untersuchungs-ergebnisse zeigen oftmals vornehmlich bei der weiblichen Jugend erschütternde Bilder. Um so höher ist die Ta-

sache einzuschätzen, daß durch die Landhilfe 38 000 Mädels aus den verschiedensten Berufsgruppen von der Stadt den Weg in den ländlichen Haushalt gefunden haben. Dieser Vorgang steht einzig da. Die Landhilfe ist noch in voller Aktion. Tag für Tag rollen die Bzüge mit Landhelferinnen und -helfern von den Großstädten nach den Aufnahmeregionen. Da sich die Freizeitgestaltung auf dem Lande ungleich schwieriger gestalten läßt, haben in neuerer Zeit Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädels die Aufgaben der weltanschaulichen Schulung, der Durchführung von Sport, Wanderungen und Heimatkunde übernommen. Sinn und Bedeutung der Landhilfe stehen in den segensreichen Auswirkungen für Bauerntum und Stadtjugend klar vor Augen; über allem aber steht die berechtigte Hoffnung, daß Tausende von Landhelfern und -helferinnen im neuen Deutschland eine neue Heimat mit neuem Lebensinhalt gefunden haben.

Wenn die Jungen und Mädels aus der Stadt ihre Arbeit als Landhelfer und -helferinnen beginnen, da steigen zuerst viele Seufzer zum Himmel: von den Bauern, die aus den Städten praktische Landarbeiter machen sollen und von der Stadtjugend, die es sich doch ein bißchen anders vorgestellt hat.

Unser Hans, als ich ihn bei seinem Bauern in einem Dörfchen besuchte, hatte nun schon das Seufzen hinter sich. Nach langem Suchen fand ich ihn auf dem Acker beim Kartoffelhäufeln. Und wie er da stand, bloßbeinig in Holzspantinen, mit richtigen alten Arbeitsholen und einem derben Wollhemd, aufgetrempelt und mit schwarzverbrannten Armen — da mußte ich allerdings erst lange hingucken, ehe ich in diesem selbstbewußten jungen Bauern den arbeitslosen Industriearbeiter wiedererkannte, als den ich ihn knapp ein Jahr vorher kennengelernt hatte!

Er sah mich, ließ sich aber durchaus nicht stören, sondern rief mir bloß zu, ich solle „man einen Augenblick“ warten, es sei doch gleich Frühstückszeit. Nun, ich wartete, setzte mich an den Rand des benachbarten Getreidefeldes und besah mir den Hans. Und alles, was ich fragen wollte: ob er sich auf dem Lande wohl fühle, ob ihm die Arbeit Freude mache — das und mehr beantwortete er mir durch seinen bloßen Anblick. Er stand breitbeinig da, wertete so fix und umfichtig, daß ich fand (aber was versteht schon ein Städter davon!), er mache es besser als die Bauern, mit denen er zusammen arbeitete. Nach einer Weile fand er wohl, daß es genug sei, rief „frühstücken“ und kam gemächlich auf mich zu. Auch nun tat er mir noch nicht den Gefallen, sich über mein Hiersein zu verwundern, denn nun mußte er erst das Frühstück aus der Toppe wideln, die Flasche mit Kaffee hervorholen, den Belag des Brotes kritisch mustern, einige mächtige Bissen zu sich nehmen — um mich endlich gnädig zu empfangen.

„Haben Sie sich die Kartoffeln angesehen?“ fragte er an. „Nicht das nicht ein Jammer, wie kümmerlich sie dies Jahr aussehen? Daß es auch — verdammt — nicht regnen will!“ „Ja, schrecklich, Hans, aber ich bin ja gekommen, um Sie zu fragen, wie's Ihnen geht!“ Da grinste er und biß in sein — guter Gott, wie tiefengroßes Butterbrot und grinste wieder. Na, da grinste ich auch, und wirklich, was brauchte es lange Fragen — man sah ja, daß es ihm gut ging! Wieder sah ich den Hans von früher vor mir, wie ich ihn damals kennengelernt, ein verweifeltes, ratloser armer Teufel, der unter seiner Arbeitslosigkeit wie unter einer persönlichen Schuld litt, der einem kaum ins



Beim Mähen

Fotografien: Dr. Peter Keller

Angesehen möchte und dem die Not und Sorge ihren Stempel aufgedrückt hatten.

„Ja“, sagte er, — er wußte wohl, woran ich dachte — „die Schweinerei ist gottlob vorbei. Und Angst habe ich keine mehr, denn wenn meine Zeit nun ist, ich gehe nicht in die Stadt zurück, und hier finde ich immer Arbeit.“



Von links nach rechts:
Der Aufsammlung
Bei der Arbeit
Herdbezug
Hilfsweg
Heimwärts

Anton Hermann Albrecht

Zum 100. Geburtstag
unseres zweiten Hebel
Von Dr. Theodor Längin

Am 5. Mai 1885 wurde dem Junftmeister der Schreiner, Christian Albrecht, in der Breisgaustadt Freiburg ein achttes Kind geboren. Die Mutter war die dritte Frau und schenkte ihm noch vier weitere Kinder. So war das Haus „Zur alten Münz“ in der Riemensgasse, jetzt Nr. 16, überfüllt. Der Vater stammte aus Oberried, die Familie soll aus dem Gsellmattlerhof im Jostlerthal herkommen. Die Mutter war eine geborene Bauer aus Ehrenkette. Diese beiderseitige Abstammung aus alemannischem Bauern- und Bürgerblut verleiht dem Albrecht nie, sie gab seiner ganzen Lebens- und Denkart das Gepräge. Sie sah so tief, daß aus dem katholisch erzogenen Breisgauer ein echter Markgräfler wurde, als er schließlich die evangelisch-protestantischen Pfarreien in Kleinfems beim Itzener Klost und Laufen bei Buggingen inne hatte. Wie kein anderer wurde er von wahrhaft hebelischem Geist erfüllt und hat ihn wie kein anderer mit seiner Dichtertiefe und alemannischem Herzen nachempfunden. Alle seine späteren Schriften zeigen es, besonders aber die milde, aber so treffliche Habels als „Präzeptoratsvikar“.

Heinrich Vierordt, unser bald achtzigjähriger Dichter, stellt uns aus dem reichen Schatz seiner Lebenserinnerungen folgende, bisher ungedruckte Schilderungen Albrechts in sehr dankenswerter Weise zur Verfügung.

„Ein maderer Alemanne, einer der besten badischen Erzähler, der seinem großen Landsmann Hebel in der fulturgehichtlichen Novelle „Der Präzeptoratsvikar“ eine vorzügliche Huldigung dargebracht hat.

Albrecht mit seinen treuerzigen Augen, seinem breiten, behaglich lächelnden Antlitz, war das Bild wohlwollender Menschlichkeit.

Einst zum katholischen Geistlichen bestimmt, hatte er im Freiburger Stift ein Herwörknis mit dem freitragenden Weihbischof Gotthard Käbel; er wurde infolge dessen Protestant und sogar evangelischer Pfarrer, der in den 1870er Jahren, der Zeit des unglückseligen „Kulturkampfes“ seinen Groll gegen den Katholizismus in zwei umfangreichen, erzählenden Dichtungen betätigte.

1884 trat ich ihm freundschaftlich näher und folgte der Einladung auf seine bescheidene Pfarre Kleinfems am Itzener Klost. Damals waren meine „Neuen Balladen“ gerade erschienen und der gute Mann in seiner Harmlosigkeit meinte, seine geliebten badischen Landsleute schwer überhäusend: „Diese Balladen gehören in jedes badische Haus!“

Dem humorvollen Pfarrer sah stets der Schalk im Nacken. Beim Herumfliegen in den benachbarten Weinbergen um Kleinfems beugnete uns ein Winger, der Naturschreiber der Gemeinde; flugs stellte mein lustiger Gastfreund mich ihm als den soeben aus der Residenz eingetroffenen Kassenuntersuchungsbeamten vor, so daß dem erschrockenen Gemeindevorstand der Spaten vor Entsetzen aus der Hand sank.

Im Gasthaus, wo mir ein Viertelchen Markgräfler zu Verfügung uns anstreckten, ward ich der Wirtin gar als Mitglied des Reichsgesundheitsamtes aus Berlin vorge stellt, das gekommen sei, um die Oberländer Weinmarken auf ihre Echtheit zu prüfen. Natürlich holte die biedere Alemannin schleunigst ihren besten Tropfen aus dem Keller . . .

Im Herbst 1888, anlässlich einer Mauer-Bestimmung zu Pferde, weilte ich wiederum bei dem lieben Pfarrherrn, diesmal aber im gastlichen Pfarrhose zu Laufen bei Badenweiler, wohin er inzwischen verlegt worden war und wo der herrliche „Lautener“, der nach meinem Geschmack wenigstens wohlgeschmecktes badische Landwein gedeiht.

Dort, im Lautener Pfarrhause, ward der Abend mit graulichem Wettergeschick, deren ich in jungen Jahren stets eine ganz erstaunliche Menge vorrätig auf Lager hatte, in angenehmem Gähnelzustand verhaueit, und um Mitternacht ging es sogar mit Wintern prozessionsweis in den atemberaubenden Pfarrhauskeller hinab, wo wir unmittelbar aus dem „Hebelsch“ und den Markgräfler zu Gemüte führten; denn auch Hebel war einst der Wast dieses Hauses gewesen und hatte, nach verbürgter Hebelerzählung, aus diesem Falle gepakt.

Dabei fällt mir ein, daß Anton Hermann Albrecht mir in Dinglingen bei Fahr, wo er einige Altersjahre verlebte, erzählte, wie Schöffel durch seine — nämlich Albrechts — Ungeschicklichkeit beinahe zu Tode gekommen sei. Im Regelspiel fiel ihm die Kugel beim Schleudern nach hinten, statt nach vornen, aus der Hand geflogen und habe Schöffels Stirn um Fingerbreite getroffen: „Ja“, seufzte er noch so viele Jahre nachher, „um ein Haar wäre ich zu der traurigen Verühmtheit gelangt, Schöffels Totschüßler geworden zu sein . . .“

Die letzten Lebensjahre Albrechts, der bis in dieses Jahrhundert hinein krank und fleh zu Dinglingen lebte, waren schwer getrübt. Er fühlte sich mit Schmerz als Bergessener und Verbannter und bedachte wohl nicht, daß dieses Dos mehr oder weniger das Schicksal von uns allen ist.

In meinen „Deutschen Ruhmeschildern und Ehrentafeln“ habe ich auch ihm einen Ruhmeschild in die Halle gehängt . . .

Frieden und Ehre sei dem Andenken dieses herzensgoldenen, warmblütigen, feelebendern Sohnes alemannischer Erdel . . .

Diesen anschaulichen Worten Vierordts mögen aus eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen weitere Lebensangaben folgen, auf daß Albrecht fortan für jung und alt kein „Verhollener“ mehr sei.

Als der kleine Anton Hermann schwer krank war, gelobte seine Mutter, eine ehemalige Pfarrschön, auf der nahen Soretotkapelle in Freiburg, ihn Priester werden zu lassen, wenn er geheilt würde. So kam er in das theologische Konvikt. Dort aber trieb ihn die neue jesuitische Erziehungsart bald heraus: Der alte Freiheitsgeist des echten Alemannen hatte sich geregt. Im Hardthaus Zeughauserei bei Karlsruhe wurde er unter dem Einfluß des früheren katholischen, nun strenggläubig evangelischen, bekannten Pfarrers Hennhöfer zum Uebertritt vorbereitet; er wurde 1861 unter die Pfarrer aufgenommen. Die Gemeinden Fahrenbach (N. Mosbach), Gölshausen bei Bretten, Güttingen und Gundersfeld bei Pforzheim haben wohl kaum geacht, was für ein diesem ihrer Stammesart fremden, aber menschlich-herzigen, geistlich-friedlichen Pfarrer gehobt haben. Wie oft, werden auch sie über den Dichterpfarrer manchmal die Nase gerümpft haben! Jetzt können sie stolz sein auf ihn; können wir vielleicht noch diese oder jene alte Erinnerung an ihn austreten können! (Der Schriftleitung sehr erwünscht!)

Von dort kam er häufig nach Karlsruhe, wo ein anderer Alemanne Pfarrer und Hebelstfreund war: Georg Längin, Pfarrer der Weststadt, der das grundlegende Leben Hebels geschrieben und jahrelanglang die Hebelfeier im Schloßgarten mit dem Viederfranz abgehalten hat. Dieser machte ihn auch mit Schöffel bekannt und so entstanden, zunächst nach dem Vorbild des Trompeters von Säckingen, zwei Chronikdichtungen: „Bruder Ludwig der Wasgauer“ zeigt den Kampf der humanistisch gesinnten, reformationsfreundlichen Elsäßer an der Hochschule Freiburg gegen die vorderösterreichischen römisch-katholischen Schwaben; als diese siegen wandert der Mäntlerkaplan und Mönch der Kartause aus Freiburg aus und wird protestantischer Prediger in Strassburg, der durch Schriften bekannt ist. Im „Schwedenjunker“ sehen wir Freiburg in der Schwabenzeit; die Hochschule bei Emmendingen ist von schwedisch-durlachischen Truppen besetzt. Der Junter Teufel von Birkenfeld führt mit ihnen jede Reiterreide bis tief ins Elsäß hinein; nachkommen dieses früh-fröhlichen Hausgegens leben noch hier. Beide Schriften sind 1872 und 1878 erschienen, aber noch unter dem Namen Anton Hermann; denn noch war Albrecht nicht bekannt und die Dichtungen waren erfüllt mit fröhlichen Worten gegen den Pfaffengeist, der das heilig aufstehende neue Reich zu gernagen drohte. 1875 folgte, nun unter seinem vollen Namen, das historische Lustspiel „König Koban“, den Humanisten und Dichterkönig Kobanus Bezug und das übermütige studentische Treiben in Marburg 1807 schildern. Wurde es auch von Derrant für das Hoftheater abgelehnt, so wäre es jetzt für eine studentische Aufführung in Heidelberg oder Marburg wie geschaffen.

Über: „Da mengensol's Heitweh no mine Oberland“ und so sind

„Im Schwobeland ments Vledit ussi gewasche“. Sie erschienen 1878 in Fahr bei Schauenburg, gebunden in einem Strauß „E Male us em Oberland“, wieder unter dem Namen, — wer in dieser Zeit Gedichte herausgab ward fast wie ein Sonderling angesehen, und nun gar ein Vahnpfarrer an der Schwobengrenze! — Troben aus dem „Male“ gibt Trenfle, in seiner „alemannischen Dichtung seit Hebel“ (3. Rang 1881), wo Albrecht schon als „Hebels wohl ebenbürtig“ bezeichnet wird. Im Karlsruhe Alemannensparhaus (Kirchstraße 48) hatte er den gelehrten Herausgeber der Zeitschrift

Schwarzwälder Schnurren

Nacherzählt von
Anne Sath-Kaiser

Inerkt ein: die Schnurren sind echt. Ihre Urheber leben zumeist noch.

Der Nachtisch

Der Harteggsburr hat Verwandte in der Freiburger Klinik behugt und erparnisstüber mit der Reize noch eine Menge Verordnungen für sich selbst wie für die Nachbarn verbunden, so daß er in der Stadt übernachtet muß. Er hatte sich gleich am Morgen in einem einfachen Gasthof, der ihm empfohlen worden war, ein Zimmer bestellt, ohne es aber näher anzusehen. Im Dämmern kam er dann müde und hungrig in die Gaststube und bestellte sich ein tüchtiges Abendessen. Die Suppe wurde gebracht, Fleisch, Gemüse; alles schmeckte dem Harteggsburr ausgezeichnet. Jetzt fragte der Kellner: „Wünschen Sie auch Nachtisch?“ . . . Der Harteggsburr fragt: „Hätte der Kellner gut Deutsch, „Dessert“ gelagt, so würde ich der Bauer wahrscheinlich verstanden haben! Aber Nachtisch?“

Der Harteggsburr kennt nur einen Nachtisch, der gewöhnlich neben dem Bett steht . . . „Aha“, jetzt ging ihm ein Licht auf! Hatte man dabeim nicht schon so oft von der Gaunerei der Städter geredet, die den ehrlichen, ungeschulden Landmann hochnehmen, ihm das Geld aus der Tasche ziehen? Hatten ihn nicht die Nachbarn noch vor der Abreise ins Herz gelegt, auf der Hut zu sein und sich nicht von jedem Taschendieb und jedem Firtelzanger ausplündern zu lassen? Da war ja gleich die Probe aufs Exempel! Hatte er nicht sein Zimmer bestellt; aber die Gauner suchten noch ein Nebenprotzchen zu machen. Für den Nachtisch mußte man also extra bezahlen . . . Wegen dem! Die kamen ihm gerade recht! Brauchte er einen Nachtisch? . . . „Nei, danke schön“, sagt er recht von oben her, „i fell's Höfele unter's Bett!“

Das Sterbehemd

Der Halbenhuber ist mit Grund und Boden, auch mit einer hütrautigen Räuberphantase aber nicht arg mit Gehirnschmalz begabtet. Nun sitzt ihm in Strassburg drin ein reicher Wegereiter, der er seit Kriegsanfang nimmer geliehen hat und gern einmal wieder besuchen würde. Freilich ist Strassburg jetzt französisch geworden und vom Strassburger Sander hört man's alle Tag, wie gut es die da drüben mit uns meinen. Aber schließlich weiß man ja, daß dem „Lügensland“ nit zu glauben ist, und die Lehrersfrau, die auch von Strassburg stammt und Mann und Kinder in den Ferien stets mit hinüber nimmt, behauptet leiz und fest, daß da nit die geringe Gefahr dabei wäre. Sie kennt auch die Wegerei des Bettlers und erzählt Wunderdinge davon. Dem Halbenhuber setzt der Wunderfirt immer mehr zu und nach Langem hin und her . . . von der Neugierde fortgezogen, von der Hexenangst und seiner Räuberphantase zurückgezerrt . . . firt der Bauer eines Tages doch in der Eisenbahn. Er kommt auch gut in Strassburg an und findet sich auch, trotz der französischen Sprache, die aber, weiß Gott, meist das alte, gute Elsäßerdeutsch ist, zum Wegereiter durch.

Dort wird er mit herzlichem Willkommen aufgenommen. Der Bettler freut sich, wieder einmal etwas aus der Heimat zu hören, von den lieben, langstvergangenen Kinder-tagen schwärmen zu können; auch die Dorette, die Frau Das, ist foweit recht ordentlich zu dem Schwarzwälderwetter. Dessen ebrliche und mit Bauernschlaueit fröhlich ausgebrüchte Demunderung des Reichitums der Verwandten tut ihrem Herzen auch nur wohl, daß sie sich nit Lumpen lassen wollen mit Nadtessen und Trinken und so weiter. Dem Halbenhuber schmeckt auch Speiß und Trank ganz vorzüglich, er läßt sich nicht weiter nötigen, und als ihn der Bettler dann auf seine Schlafstube führt, freute er sich rechtlich auf das gute Bett.

Das ist schön weiß und rein und einladend aufgeschlagen und auf dem spitzenbesteten Kopfkissen liegt ein frisches Nachthemd ausgebreitet.

„Alemannia“, Prof. Dr. Birsinger, einen Urrieten an Gehalt, den Vorkämpfer der Volkstunde, kennen gelernt. Häufig kam er dorthin und ging stets alemannisch beiseit in seine „Sommermaid's nächst am Schwobeland“. Wie bei Hebel in Karlsruhe, so sproßten aus dem Heimland des Gedichte und Erzählungen im Geist des Oberlandes. Jetzt begann kühnlich seine Oberländer Zeit; er wurde Pfarrer in Kleinfems, dem kleinen Dorflein, dessen winziges Kirchlein sich zwischen den Bahndamm am Itzener Klost und den Rhein, notdürftig zwängt; gegenüber liegt, greifbar nahe, das alemannische Elsäß, mit Groß-Rems, leizt herlichat durch das Rheinwert, das uns das Rheinmaffer wegnimmt! Albrecht war häufig krank und erhielt die kleine Pfarre zur Schonung. Aber hier in Erlösung und Ruhe, Alemannentum und Rheinrauschen, im Heiland blühte nun alles in ihm auf, was in Dichtertiefe und Alemannenherz verborgen ge-seimt hatte. Fast Schlag auf Schlag folgt das Schöne, was er geschaffen: die Erzählungen der „Präzeptoratsvikar“, aus Hebels Jugendjahren (1881), des „Markgrafen Leibmedikus“, aus den Tagen des Türkenlois und der Kämpfe bei Basel (1892). Beide erschienen aber nur in dem Schoepfheimer Jahrbuch „S Gotteskühl“, einem gut gemeinten aber erfolglosen, weil verfrühten Verleih von Markgräfler Heimatfunk. Nach 1884 folgte die „Sänterjungfer“, die Geschichte eines der fröhlichen herben Markgräflermaid's des 17. Jahrhundert's. Dann aber schien es mit seiner Kraft zu Ende zu sein. 1886 setzte er sich zur Ruhe in Freiburg (Zalstraße 86).

Schon von 1910 an habe ich alle drei durch Neuausgaben (Gutlich, Karlsruhe) wieder in Erinnerung gebracht. Denn sie werden seine für alle Zeiten in Alemannischem Land, über die Reichsgrenze hinaus, lebenden Meisterwerke sein. Da sie I hat deshalb ihm zu Ehren eine Straße benannt. Wie so oft, finkt die eigene Vaterstadt wieder einmal nach; sie hätte Zeit genug gehabt.

Noch einmal wurde er gesund; er bezog die Pfarre in Laufen bei Buggingen und Badenweiler. Was er da schuf, ist noch heute ungedruckt oder in Zeitungen oder Kalendern verloren. Kein Verleger hatte die Spürnase und den Mut, Eblers zu bringen als sichere Marktware. Drei Kinder nuchten heran, zwei leben noch. Die schriftstellerische Enttäuschung lähmte die Widerhandskraft gegen Krankheit und so trat er 1898 endgültig in den

Dem Halbenhuber tut's einen Schlag aufs Herz! Was ist das? . . . Er hat seiner Verlobt noch kein Nachthemd gesehen. Nur Sterbehemden! Und die sehen akkurat so aus wie das Ding da auf dem Bett, so lang und weiß und . . . dem Halbenhuber fallen alle Schauergeschichten ein, die er über heimliche Wüderberger, über Greuel-taten der Wades im Krieg, über Wegereit, die Menschen-fisch verkaufen, gehört hat! „Ja“, sagt er sich, und die Strassburger sind doch Franzosen, Feinde! Auch der Bettler ist kein Feind, so freundlich er auch getan hat. Kein Zweifel! Das Hemd da ist kein Sterbehemd! Im Schlaf soll er gemeinhel und dann in der Wurtküde verwurfelt werden!

Der Halbenhuber schlüpft schleunigst wieder in Hosen und Stiefel. „Nur fort, nur fort aus dem Wüderhaus!“ Aber so leis er die Treppe hinunterstiegleit, der Bettler hört ihn und kommt herbei.

„Was? Heim will der Halbenhuber? Jetzt so mitten in der Nacht? Dem Schwarzwälderwetter hat wohl die gute Weib's Köpfe ein bißchen verwirrt? Haben sie nit morgen früh miteinander auf's Mäntler steigen wollen und die Drangerie beschickten und ein paar feine Weine probieren? Aber all sein freundliches Zureden macht den Bauer nur fuziger und firtirischer . . . Ja, ja, die möchten ihn freilich dabeifalten! Er hat sein Gewand und sein Fett; gab schon einen schönen Kranz fröhlicher Salamawürst! . . . Nein, nein, niemand braucht in begleiten, er findet seinen Weg allein! . . . Der Wegereit zucht schließlich die Schulter. „So ein Bauernschid! Da ist nichts zu wollen!“

Nach vielem Umherirren findet der Halbenhuber auch richtig den Bahnhof, firt dort hundentlang bis der erste Morgenzug abgeht und atmet erst auf, als die Rheinbrücke unter den rollenden Wagen ättert. Dabeim haben sie ihn dann tüchtig ausgelacht. Die Wegereit hat ihm die Nachthemden ihres Mannes gezeigt. Da, die sehen freilich grad so aus, wie das Sterbehemd dort in Strassburg. Aber der Halbenhuber zwinkert nur schlau mit seinen Augenlein, nimmt geruhig eine Prie und denkt: „Nacht Ihr nur! Ich weiß, was ich weiß!“

Der Zylinderhut

Beim Grobherzog ist Audienz für eine Reize neuge-wählter Bürgermeister. Der Waltersepp von Hinter-slingen ist auch besoffen. Also zieht er seinen Vatenrod an, legt den vom Grobherzog ererbten, grünlichschimmernden Zylinderhut auf und fährt gen Karlsruhe. Das Hofparquet ist befanntlich ein wenig glitschig und der Hinter-slinger Gemeindevater verfehlt sich ausgezeichnet auf die von Vätern und Urvätern übernommene, sehr ausge-prägte und oft auch recht verwickelte bäuerliche Etikette, weniger auf die bei Grobherzogs üblichen Umgangsformen. Beobachtung und vorfichtig achtet er also auf Miene, Wort und Gebete seiner ebenfalls zur Audienz erschienenen Berufs Kollegen, die zumeist größeren Städten vorkommen und entsprechend weltgemandt sind. Nun firt der Waltersepp, wie einer nach dem anderen der Herren, ehe er an die Reihe kommt, das Audienzzimmer zu betreten, seinem Zylinderhut einen tüchtigen Klaps gibt, daß er wie eine Ziehharmonika zusammenfällt und als flaches Bündel dann unter den Arm geklemmt werden kann.

Der Hinter-slinger Bürgermeister macht also seinen Krackfuß vor dem Vandeswäter, hört eine gnädige Frage nach seiner Gemeinde und will sich grad auf eine gründliche Verantwortung einstellen, da findet er sich, zu seinem eigenen Erstaunen, ja schon wieder im Vorzimmer. Da steht auch all die Herren, die vor ihm an der Reihe waren; doch was erblicken die großaufgerissenen Augen des Waltersepp? Jeder hat wieder seine Zylinderhüte glatt und hoch und leizig und schwarz. Wie ist das zugegangen? Was ist das für eine Hexerei? Wie hat sich jeder so schnell einen neuen Hut besorgen können?

Der Waltersepp guckt kopfschüttelnd auf die Füre, durch die der Nächstfolgende aus dem Audienzzimmer treten muß. Das ist ein großer, vornehmer Großstadtbürgermeister, der sicher auf dem Hofparquet wie dabeim ist. Da muß doch der Waltersepp sehen, wo der so schnell einen neuen Zylinderhut fernimmt.

Der Herr Oberbürgermeister erscheint, nimmt seinen Hut unter dem Arm hervor, macht einen kleinen Finger-schnipper auf den Futrand und wupps schnell die Ziehharmonika auseinander und firt wieder ein prachvoller oberbürgermeisterlicher Zylinder.

Dem Waltersepp geht der Atem aus. Er wartet noch den Nächsten ab. Waghochig, der macht's genau so. Der Sepp hat zwar keine große Hoffnung, daß sein Erbftüd das Wunder auch vollbringen kann, aber probieren geht schließlich über Studieren. Er tritt also vorfichtig ein wenig hinter einen Fenstervorhang und tippt auch einmal und noch einmal und leizt fröhlich ein drittes Mal auf den Futrand, jedoch das ehrwürdige Möbel ist nicht auf neu-modische Kunsttüde eingerichtet. Es hat die Schläge vorhin übel genommen und rührt sich nicht mehr.

Der Waltersepp denkt reumütig: „So geht's, wenn man anders scheinen will, als man ist. Der Grobherzog häit mir auch nichts getan, wenn ich mit meinem alten Zylinder gekommen wäre. Jetzt muß ich mit einem neuen laufen.“

Rufer am Rhein:

SEPP SCHIRPF

Heroischer Frühling

Das Land steht auf!
Die Verdren blühen ihr Gesichtmetter in die Luft
Die Wälder nehmen ihren süßen Rauf
Verblauen tief, und werden Duft.

Das Land steht auf!
Die Sonne zücht in strahlenden Fansaren ihre Kraft
Die Fiere trocken hauf an Hauf
Stolz, silberne noch in Panzersehnee gefaßt!

Das Land steht auf!
Von blau- und wolkenweitem Banner überlaggt
Und glutverborgen häit ein Gott den Knau
In seine trunkenen Faust gepakt!



Bei den Baulés

Deutschlands jüngster Afrika-Forscher erzählt

Dr. Hans Himmelheber, ein Karlsruher Kind, ist dieser Tage von seiner zweiten Expedition ins Hinterland der afrikanischen Eisenbeinküste zurückgekehrt. Der jetzt Siebenundzwanzigjährige ist der jüngste deutsche Afrikaforscher und weiß ungemein interessant über die Ergebnisse seiner Forschungsreise zu erzählen.

Hans Himmelheber, aus der bekannten Karlsruher Familie stammend, wollte ursprünglich Kaufmann werden. Ueber den Kunsthandel kam er dann zum Kunstsammler und unternahm, vierundzwanzigjährig, eine Reise nach der afrikanischen Eisenbeinküste, da damals afrikanische Kunstwerke besonders hoch im Kurse standen. Er entdeckte im Hinterland der Eisenbeinküste den Stamm der Atutus. Er erwiderte im Hinterland der Eisenbeinküste und rief ihn völlig in ihren Bann. Heimgekehrt machte er rasch in Südbahnen seinen Doktor, seine Arbeiten und die Ergebnisse seiner ersten Reise erregten weit über Deutschland hinaus Aufsehen, so daß er im Herbst vorigen Jahres bereits eine zweite Expedition in jenes sonst so wenig beachtete Forschungsgebiet unternehmen konnte. Lassen wir den jungen Forscher zunächst einmal selbst berichten:

Vorbereitung der Expedition

Ich hatte mir vorgenommen, als wissenschaftliches Resultat eine erschöpfende Lebens- und Kulturbeschreibung des Volkes der Baulé nach Hause zu bringen. Daneben mußte ich eine große Zahl von Sonderaufträgen für eine Reihe von Instituten ausführen: große ethnographische Sammlungen anlegen, Grammophonplatten aufnehmen, Märchen niederschreiben und vieles, vieles mehr. Ein so umfangreiches Arbeitsprogramm kann man nur bewältigen, wenn die Expedition bis ins kleinste vorbereitet ist. Dazu braucht es etwa einhalb Jahre Heimarbeit. Zunächst muß man sich Beziehungen zu der betreffenden Kolonie schaffen, denn es ist durchaus nicht selbstverständlich, daß man als junger Deutscher in einer fremdländischen Kolonie arbeiten kann. Zum zweiten brauche ich Aufträge, denn meine Expeditionen reifen nicht durch ihre Resultate und brauchen keine toten Zuschüsse nur um der guten Sache willen. Diesmal war das besonders schwierig, denn durch die Devisenperre war ich ganz auf meine ausländischen Freunde angewiesen. Dann — leichter und angenehmer — die wissenschaftliche Vorbereitung. Wenn man in kurzer Zeit das Material für ein so umfangreiches Buch sammeln will, so muß man mit einem auf genaueste ausgearbeiteten Inhaltsplan hier ankommen, damit man vom ersten Wushtag an nach einer bestimmten Ordnung arbeiten kann.

Forschungsarbeit

Und damit waren wir in Afrika. Es ist drollig, daß ein so sportlicher Beruf als Haupttätigkeit das Schreiben hat. Morgens beim Frühstück fängt es schon an. Da lassen wir uns die Aeltesten des Dorfes kommen, würdige, weißhaarige Greise, die die Geschichte ihres Volkes kennen, mit den Wuschgeiern und stolbenen Bescheid wissen und uns schöne Märchen von den ersten Menschen erzählen. So macht das Notieren Spaß. Aber den Hauptteil unseres Materials müssen wir in ständiger Jagd nach noch Ungesehenem gewinnen. Dabei muß die ganze Mannschaft mithelfen, und mancher schlechte Träger hat sich bei uns wieder in Gnuß gebracht, weil er uns vom Mittagessen wegholte, um zuzusehen, wie ein Baulé-Arzt einen Patienten operiert oder wie dem Dorftierisch eine Ziege geopfert wird. Da sieht man dann stunde um Stunde in der glühenden Sonne, mein Kamerad mit der Reize, ich mit dem Schreibblock, aber wenn man dann mit brummendem Kopf ins vampement zurückkommt, fühlt man sich wie ein Hautbrüder, der reinen Beute gemacht hat.

Dazwischen nehmen uns die Sonderaufträge Stunden oder ganze Tage weg. Es ist zum Beispiel sehr schwierig, gute Chöre für die Grammophonplatten zu finden, und ein paar Aufnahmen, sorgfältig gemacht, kosten einen ganzen Tag. Und dann die entsetzliche Kleinarbeit: Jede Photoaufnahme (wir haben jetzt 1500) muß in eine Karte eingetragen werden, von jedem Sammlungsstück (bis heute 4000) Anfaufsdatum, Ort und Bedeutung notiert werden, Tagebuchführung ist auch unerlässlich und endlich die Pflege der schwerfälligen Expeditionsmaschine. Kein Mensch zu Hause ahnt, welches Arbeitsmaß wir hier tagaus, tagein zu bewältigen haben. Ein Lob meinem lieben Kameraden Pippmann, der so tapfer und unermüdlich mithilft.

Afrikanische Gefahren

Und trotzdem wäre die Tätigkeit hier eine Freude, weil man — einmal im Busch — eine unbeschreibliche Unabhängigkeit genießt und von früh bis spät in der herrlichen Natur ist. Aber leider gibt es ein paar Expeditionsteufel, die einem die Arbeit erschweren und verbittern. Wochenlang sehen wir keine Weissen, ziehen im Busch zu Fuß von Dorf zu Dorf, schlafen in schmutzigen Eingeborenenhütten und waschen uns mit braunem Wasser. Das läßt sich nicht ändern. Das Schlimme daran aber ist, daß man verliert ist, dieser Primitivität nachzugeben, weil die Arbeit einem kaum Zeit läßt, sich in Ordnung zu halten. Das ist das gefährlichste Expedi-

tionslasten, denn läßt man nur ein Bißchen nach, gibt es dafür keine Grenzen, und das Ende ist, daß man rasch von Afrika genug bekommt, arbeitsunlustig wird und das Leben hier nur kurze Zeit aushält. Deshalb: Kampf dem Forscherbiß! Frisch gewaschen und umgezogen setzt man sich zu Tisch, isst aus hübschem Geschirr und läßt keinen Knopf unangeseht. Die ganze Ausrüstung ist in extra angefertigten Kisten verpackt, und wenn die Expedition so aus dem Busch in eine Bezirkshauptstadt kommt, macht sie einen sehr manierlichen Eindruck. Dann wird Kiste 23 aufgeschloffen, und wir holen unsere schönen weißen Anzüge heraus, und niemand kann uns mehr den Busch ansehen.

So sind wir auch trotz unserer kleinen Kasse überall als hochfeines Unternehmen bekannt, und die Beamten laden uns ein und unterstützen uns, obwohl für sie solche Expeditionen sehr unangenehme Angelegenheiten sind. Ueberhaupt hat sich die Kolonie von uns ein deutliches Dankeschön verdient.

Afrikanische Märchen

Zwei der schönsten Märchen aus seiner reichen Sammlung hat uns Dr. Himmelheber zur Verfügung gestellt:

1. Von dem Palaver, das das Chamäleon mit dem Frosch hatte

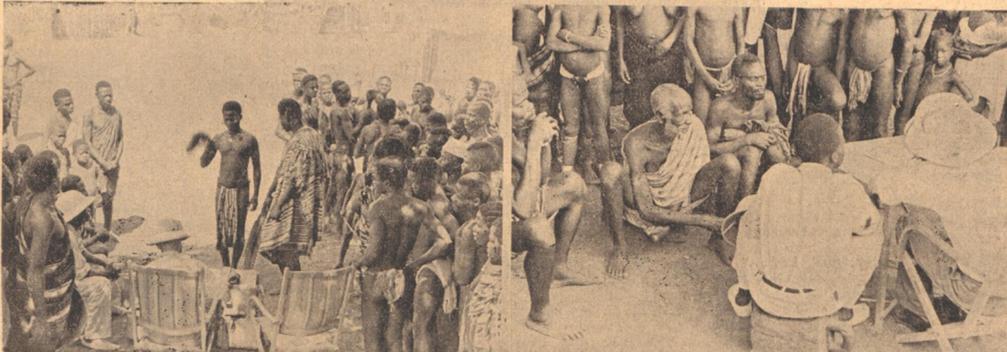
Das Chamäleon und der Frosch stritten sich eines Tages, wer von ihnen zuerst aus dem Himmel auf die Erde herabgestiegen sei. Denn alle Menschen und Tiere sind ja vor langer, langer Zeit von Niamme, dem Himmelskott, an einer langen Kette auf die Erde geschickt worden.

„Als ich ankam“, sagte das Chamäleon, „war die Erde noch ganz schlammig, und ich mußte aufpassen, daß ich nicht einsinke. Deshalb setze ich meine Füße immer so behutsam und vorsichtig einen vor den andern.“ „Aber als ich herunterfiel“, argumentierte der Frosch, „da war ja überhaupt noch kaum Wasser da. Man begann gerade erst das Land mit Wasser einzunehmen. Es war nur hier und dort ein Broden Erde und dazwischen große Föhler und Spalten. Damals habe ich mir das Hüpfen angewöhnt.“

So ist also der Frosch schon vor dem Chamäleon auf der Erde gewesen.

Die dankbaren Tiere

Es war einmal ein Jäger, der ging tief, tief in den Busch, und da fand er ein großes Loch, in dem sich ein Leopard, eine Gazelle, eine Schlange und ein Mensch gefangen hatten.



Oben: Tanz der Baulés / Links: Versammlung auf dem Dorfplatz / Rechts: Abends beim Märchen erzählen. Aufnahmen: Himmelheber-Expedition



Uebergang über einen Fluß

„Hilf mir heraus, Jäger“, rief der Leopard, „wenn du mich rettest, will ich dir Gutes tun.“

Der Jäger zog ihn herauf, da bettelte die Gazelle: „Ich werde dich auch belohnen, wenn du mich holst.“ Da schaffte er auch sie heraus und endlich auch die Schlange, die ihm ebenfalls ihren Dank zusagte.

So war nun nur noch der Mensch drinnen. „Wenn ich drei Tiere gerettet habe“, dachte der Jäger, „so kann ich doch nicht einen Menschen, der aussieht wie ich, in dem Loch unkommen lassen.“ Also holte er auch den noch. Der Leopard brachte dem Jäger alsbald zwei schöne Gazellen, die er für ihn getötet hatte. Auch die gerettete Gazelle hielt ihr Versprechen. Sie hatte an einer Stelle, an der sie manchmal, wie alle Gazellen tun, etwas Erde kratzt, einen Topf voll Gold entdeckt, den Gottes Bruder Anangama dort vergraben hatte. Den holte sie jetzt und gab ihn dem Jäger.

Das hatte aber der Mensch, den der Jäger gerettet hatte, gesehen, und der ging jetzt zu Anangama und sagte: „Die Gazelle hat deinen Goldtopf ausgegraben und einem Jäger geschenkt.“

Anangama gab Befehl, daß man den Jäger gefangen nehme und fessle, und so geschah es. Nachts aber kam leise die Schlange, geräuschlos die schmerzenden Stricke und sprach:

„Morgen früh werde ich Anangamas Sohn heilen, und ich gebe dir gleich jetzt die Arznei, mit der man einen Biß heilen kann. Wenn man dich dann töten will, sagst du, daß du das Kind heilen kannst, und so wird man dich freilassen.“

Als sie ihn genau unterrichtet hatte, fesselte sie ihn wieder, froh davon und legte sich hinter Anangamas Haus auf die Erde. Als es eben hell wurde, kam Anangamas Sohnchen heraus und wurde von der Schlange ins Bein gebissen. So gefährlich war der Biß, daß jedermann sah, daß das Kind noch am gleichen Tage sterben würde.

Verzweifelt rief Anangama: „Wer findet mir einen, der solchen Schlangengiß heilen kann?“

Da kam gerade der Hahn des Wegs daher und sagte: „Ich glaube, der Jäger, den ihr gestern gefangen habt, der wird wohl heilkundig sein. Die meisten Jäger sind es.“

Anangama befahl, seine Fesseln zu lösen. Als der Jäger vor ihn trat, fragte er: „Kannst du mein Kind heilen?“

„Ja, wenn du mich hernach nicht tötest, kann ich dir gleich die Arznei machen. Dein Sohn wird heute noch gesund werden.“

Anangama versprach ihm die Freiheit. Da sprach der Jäger: „Du mußt deinem Kinde das Herz eines Mannes geben, der läßt.“

Anangama dachte nach, dann sprach er: „Du bist ein guter Mann, weil du mein Kind heilen kannst. Ich glaube nicht, daß du mein Gold hast. Also ist der Mann, der dich angeheilt hat, ein Lügner. So laßt uns sein Herz herausschneiden.“ Da ergriff man den bösen Mann und tötete ihn.

Ergebnis und neue Pläne

Wir sitzen dem jungen Forscher gegenüber, der frisch und munter wieder in seine Heimatstadt zurückgekehrt ist und von dieser irapaziblen Reise spricht, als sei sie eine Selbstverständlichkeit. Er freut sich nur, daß er ein so glänzendes Ergebnis mitbringen kann. Erschöpfendes wissenschaftliches Material über die Geschichte und das Leben des Volkes der Baulé, das zu einer umfangreichen Monographie dieses afrikanischen Volkstammes verwertet werden wird. Ueber 100 bisher völlig unbekannte afrikanische Märchen, die einen tiefen Einblick in das kulturelle, religiöse und soziale Denken dieses Volkes gewähren. 60 phonographische Aufnahmen bisher unbekannter Negergesänge. 4000 ethnographisch wertvolle Gegenstände aller Art aus dem Leben der Baulés. 1500 photographische Aufnahmen und schließlich eine einzig dastehende Sammlung von bisher unbekanntem afrikanischen Medizinalpflanzen und Heilkräutern, die vielleicht sogar wissenschaftliche Sensationen in sich birgt.

Man staunt immer wieder über die Selbstverständlichkeit und über die Beharrlichkeit, mit der dieser junge Mann an ein Werk herangeht, das den größten Afrikaforschern alle Ehre machen würde. Und über die Bescheidenheit, mit der er es hinnimmt, daß der Name Himmelheber heute schon bei den größten Museen und den wäpserlichsten Kunstsammlern einen sehr guten Klang hat. Er wird nun, nach einer kurzen Ruhepause, eine Rundreise zu verschiedenen Museen unternehmen, darunter nach Newyork, wo im Museum of Modern Art der von ihm entdeckte Goldschatz der Atutus ausgestellt ist. Dann wird er an die Veröffentlichung der reichhaltigen Märchenammlung herangehen und schließlich seine wissenschaftliche Monographie über die Baulés schreiben. Und dann: kommt eine neue Expedition. Zu der wir heute schon unserem jungen Landsmann herzlichst Hals- und Beinbruch wünschen.

Der „grüne“ Klabautermann

Von Hans Diederichsen

„Wir Seelente,“ sagte der alte Segelschiffkapitän Müller, „Regen leider, und zwar unverdienterweise, in demselben Ruf wie die Jäger an Land — man meint stets — daß wir es mit der Wahrheit nicht zu genau nehmen, wenn wir ein Wort spinnen. Sollte es bei Jagd- und Abenteuer vorkommen, daß dieser oder jener einmal etwas überreißt, so kann ich mit gutem Gewissen von uns Seelenten behaupten, daß dies bei uns nicht vorkommt. Niemals ist dies der Fall, meine Herren!“

„Niemals ist dies der Fall, meine Herren!“ sagte der alte Seebär bekräftigend hinzu und sah sich herausfordernd im Kreise um.

Als sich jedoch verschiedene der Herren am Tisch vernünftig räusperten, etwas von „Seeschlange“ und „Klabautermann“ hören ließen, und ihm unser gemeinsamer Freund Reinhold, mit dem Ausspruch: „Es lebe die Wahrheit!“ etwas ironisch zuprotestete, sagte der alte Herr mit seltigem Augenzwinkern: „Sie scheinen immer noch einigen Zweifel zu hegen! Obwohl es verlorene Liebesmühe sein wird Sie zu bekehren, da Sie aber den Klabautermann ernsthaft erwägen, werde ich Ihnen von diesem weltbekanntesten Schiffsgeist eine Geschichte erzählen.“

„Meine Herren! Einen gebratenen Haisfisch will ich freuen, wenn Sie, später, nachdem Sie meine Erzählung gehört haben, jemals wieder an der Wahrheitsliebe eines alten „Janmaatens“ zweifeln, oder — hm — Aeußerungen des Unglaubens — hm — laut werden lassen, wenn ich ein Wort spinne.“

„Was für meine Schilderung von größter Wichtigkeit ist, meine Herren, ich schiebe voraus, daß ich kein Sonntagskind bin. Ihnen allen ist bekannt, daß der „Klabautermann“ eigentlich nur Sonntagskinder erscheint. Daß er sich in meinem Falle — wie Sie bald hören werden — mit mir, als gewöhnlichem Sterblichen, sogar in eine Unterhaltung eingelassen hat, macht meine Erzählung um so merkwürdiger.“

„Ich war als Obersteuermann mit der amerikanischen Bark „Victoria“ auf der Reise von Pernambuco nach Neugor unterweg. Als wir einige Grade nördlich vom Äquator in die Region der „Kalmen“ kamen, herrschten dort wie immer Windstille und flauwe Winde, die uns nicht vorwärts brachten. Die Segel standen nahezu drei Wochen, ohne daß auch nur die allergeringste Veränderung daran von Nöten war. Dies war für mich die prächtigste Zeit alle notwendigen Arbeiten an Deck vornehmen zu lassen, wie außen- und binnenbords malen und streichen, aber auch Reparaturen in der Fabelage konnten in aller Ruhe ausgeführt werden. Diese Arbeiten hatten aber auch den Zweck, meine Langeweile unter der Mannschaft aufkommen zu lassen.“

Das gute Wetter und die tropische Wärme hatte uns alle an Bord — ohne Ausnahme — verwöhnt. Als dann aber plötzlich in der Nacht ein starrer Nordwind mit Schnee und Hagel vermischt einströmte, waren wir nicht sehr beglückt davon, besonders als er sich im Laufe des nächsten Tages zu einem richtigen Sturm entwickelte. Da kurz vorher das Barometer rasch gefallen war, hatten wir rechtzeitig Ober- und Bramsegel und Vorsegel festmachen können. Alle Leute wurden an Deck beordert, um nun auch in die Marschzeit ein Doppeltreff zu schlagen.

Es fiel mir auf, wie verdrießlich die Leute diesmal an die Arbeit gingen. Ich merkte es an der langsamen Ausführung der Kommandos. Mitunter mußte ich mit einem kräftigen Donnerwetter dazwischen fahren, um sie anzureißen. Gegen Abend waren wir mit allen notwendigen Vorbereitungen, dem kommenden Unwetter in Ruhe entgegenzutreten, fertig. Nur in das Vorsegel sollte noch ein Reff geschlagen werden, und um mit dieser Arbeit möglichst schnell fertig zu werden, beorderte ich sämtliche Leute in den Vortopp. (Vorderer Mast). Diesmal brauchte ich nicht den Antrieber zu spielen, die Leute trieben sich gegenseitig an, um endlich Ruhe zu haben. Einer nach dem anderen enterte in die Fockwant und suchte dem anderen zuvorzukommen. Ich selbst bemühte mich, von Deck aus, trotz der Dunkelheit den Fortschritt der Arbeiten zu kontrollieren.

Wie aber haunte ich über das Schauspiel, das sich meinen Augen bot. Alle Leute saßen zusammengekauert unter der „Sahling“ des Vortopps (Mastkorb), nimmern ihn die Landratten). Von Zeit zu Zeit reckte immer einer von ihnen — wie neugierig — den Kopf über den Rand der Sahling, um ihn dann wieder schleunigst zurückzuziehen und einem anderen Platz zu machen.

Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, so etwas war mir während meiner ganzen langen Seefahrtszeit nicht vorgekommen. Da sollte doch gleich dieser und jener dreinschlagen! Der Sache mußte auf den Grund gegangen werden!

„William!“ sagte ich zu dem zweiten Steuermann, „Steige du doch einmal nach oben, und sieh zu, was da los ist. Es ist ja als ob die Kerls verrückt geworden sind!“

William war ein Sohn, der „grünen Insel“, groß und kräftig, leider aber auch — so gut er seinen Dienst verstand — etwas beschränkt, und dazu noch abergläubisch. Trotz alledem stieg er flink wie ein Wiesel die Wanten empor, verschwand in der Dunkelheit und nun hörte ich einen lebhaften Wortwechsel. Inzwischen war der Kapitän an Deck gekommen, und fragte nun auch, was denn zum Teufel eigentlich mit den Leuten los sei.

Wir warteten nun beide auf William, der ja bestimmt die Aufklärung bringen mußte. Unglaublich war unser Erstaunen, als der große starke Mensch nach kurzer Zeit, knieschlotternd, am ganzen Leibe zitternd und verflörten Angesichts wieder bei uns erschien. Immer ängstlich nach oben blickend, sagte er endlich mit ernsthafter Stimme: „Da oben spukt es!“

„Da oben spukt es!“ Als wir beide, der Kapitän und ich, ihn aus vollem Halse auslachten, versicherte er hoch und heilig, daß es so sei.

„Na, William! Mensch, dann sagen Sie doch wenigstens was da oben spukt, was Sie gesehen haben?“ rief immer noch lachend der Kapitän.

„Das ist ja eben das Schlimme, Kapitän! Das Entsetzliche an der Sache — es ist niemand da. Sobald aber einer der Leute den Kopf über den Rand der Sahling reckt, ertönt eine hohe Grabesstimme, oder es schreit in übermenschenhohen Tönen!“

„Hell und Dövels!“ schrie der Kapitän. Jetzt ist es mir aber zu bunt, niederträchtige heillose nichtswürdige Salunken seid ihr alle. Wir Wölfer steigen Sie selbst nach oben und klären die Sache auf!“

Ich hörte nur noch das letzte Wort, dann war ich schon unterwegs. Obwohl ich das einfältige, abergläubische Gemüt meines Kollegen William zur Genüge kannte, mußte ich hoch zugeben, daß es doch etwas ganz besonderes sein mußte, daß die Leute, unter denen sich einige vorurtellose, unerfahrene Burjchen befanden, derartig ins Wackshorn jagen konnten. Ich wollte ihnen aber zeigen, was sie für feige Memmen waren. Bei diesen Ueberlegungen hatte ich schon über die Hälfte des Weges, die Wanten hinauf, hinter mir. Als ich an dem ersten Mann vorbeistieg, der wie ein Haken Unglück in den Wanten hing, merkte ich bei der Verührung, daß er an allen Glied-

schauerlich krächzende Stimme. Rechte erst hell und höh-nisch auf — und rief dann: „Turn to Hell!“ (Zurück zur Hölle), Hi-hi-hi-hi! Dammed cold! Ho-ho-ho! old fellow! (Verdammt kalt, alter Burjche!).

Ich kann wohl sagen, daß ich heftig erschrocken war, denn das konnte niemand anders als der „Klabautermann“ sein. „Mur Mut!“ dachte ich und sah wieder über den Rand der Sahling. Wieder ertönte es in meiner unmittelbaren Nähe: „Dammed cold!“ Ich richtete mich ganz auf und griff in die Gegend, aus der nach meiner Meinung die Stimme kommen mußte, denn zu sehen war tatsächlich nichts von einem Lebewesen. Ich faßte dabei in den Raum, zwischen Mast und Stenge, der ungefähr 4 Zoll breit ist, und hatte ihn — den Klabautermann!“

Es war ein grüner Papagei! Friedlich ließ er sich vor mir greifen und knurrte behaglich, als ich ihn in meine innere Rocktasche steckte und mit ihm die Reife nach den unteren Regionen antrat. Große Freude und Heiterkeit löste mein Fang bei allen Beteiligten aus. Sie aber werden fragen: „Wie kam denn der Papagei nach oben in die Sahling?“

Auch das kann ich Ihnen verraten. Wir kamen aus den Tropen, und fast jeder von den Leuten hatte irgend ein Vieh mit an Bord genommen, um es als Andenken mit in die Heimat zu nehmen. Papageien und kleine Affen



Auf der Koppel

Fodor-Bildmaterndienst

bern zitterte und bebte. „Feige Memme!“ rief ich wütend und stieg über den zweiten Haken weiter nach oben. „Weiben Sie zurück, Steuermann! Es ist Ihr Tod!“ brüllte dieser mir in die Ohren. Aufgebracht über eine derartige Zumutung und seine Feigheit kniffte ich ihn so nachdrücklich in die Rippen, daß er mir Platz machen mußte, und nun erhob ich mich selbst, bis zur halben Leibeshöhe, über den Rand der Sahling.

Raum war ich soweit, als auch ich — erschrocken zurückfuhr, denn — in meiner nächsten Nähe ertönte eine

waren vielfach an Bord gekommen. Einem der Leute war seit einigen Tagen ein Papagei, der im Mannschafstlogis hängend getrunken hatte, fortgefliegen. Er hatte sich den Raum oben zwischen Mast und Stenge als Quartier ausgesucht.

Hiermit ist meine Geschichte zu Ende. Urteilen Sie nun selbst, meine Herren, können Sie etwas Unwahres daran finden? Nein, na so wahr wie diese sind alle meine Erzählungen,“ endete unter allgemeinem Beifall der alte Kapitän.

Zwischenfall im



Von Stry zu Eulenburg

„Alles stehen bleiben“, sagte plötzlich der Lehrer Anton Schimmelweisk und verstellte den Jungens den Weg zum Eingang in den Löwenbau. „Aufstellen! — bevor wir uns die Löwen anschauen, muß ich doch einmal nachsehen, ob wir noch vollständig sind.“

Als der Lehrer die Schar seiner Schüler mit einem argwöhnisch prüfenden Blick überflog, hatte er sogleich das dunkle Empfinden, daß etwas nicht in Ordnung war. Seit einer vollen Stunde führte er seine Klasse durch den Tierpark. In dieser Zeit hatte er nicht eine einzige Sekunde ruhig aufatmen können, immer wieder mußte er rufen „Weitergehen!“, mußte bald hier, bald dort Hand anlegen, um einen überreißigen Weichauer mit Gewalt vom Gitter zu trennen. Nicht zu nahe an den Käfig gehen!“ hatte er fortwährend wiederholt, und trotzdem gab es Tränen, als der kleine Hegeborn einem bisfögen Esel seinen Rockzipfel vor das Maul hielt und ihn nicht mehr rechtzeitig zurückziehen konnte. So war ein schönes Stück der Fäde an des Maulfels gelben Zähnen hängen geblieben.

„Aufstellen!“ rief Anton Schimmelweisk noch einmal. Nur ungenügend gehorchten die Jungens. Dies würden sie ihrem Lehrer niemals vergessen, daß er sie nur ein paar Meter vom Löwenzwinger entfernt zum Warten aufstellte.

„Eins, zwei, drei...“ fing der Lehrer zu zählen an, als er fertig war, ließ er erschöpft den Kopf sinken. „Natürlich, zwei zu wenig — wer fehlt?“

In der Schar begann es zu brodeln, Namen schwirrten hin und her. Endlich war es geklärt die beiden Abtrünnigen festzustellen: Fritz Döberdief und Max Weber.

„Sooo“ sagte Schimmelweisk gedehnt und drohend, dann schaute er sich fast hilflos im Kreise um. Glücklicher-

weise kam gerade ein Wärter den Weg entlang, den der Lehrer erluchen konnte, sich solange vor die Klasse zu stellen, bis er selbst wieder zurück sein würde.

Einigermassen beruhigt konnte sich der Lehrer auf die Suche nach den beiden Verlorenen begeben. Zehn volle Minuten lief er den schmalen Weg entlang, von einem Käfig zum anderen, ohne Erfolg; weder im Aquariumshaus, noch bei dem Bassin der Nilpferde, weder im Pavillon der Papageien und Kanarienvögel, ja, nicht einmal im Hause der Affen waren die beiden Ausreißer zu finden. Endlich im äußersten Winkel des Gartens an einer Umzäunung stehend, erkannte er schon von weitem die kleinen Gestalten der Geflügelten.

„Sooo“ sagte Schimmelweisk zum zweitenmal gedehnt und drohend, „werden wir gleich haben!“ Er wollte sich lautlos nähern und die Mistfäßer überfallen. Aber seine Vorsicht war überflüssig, Fritz Döberdief und Max Weber kehrten ihm den Rücken; sie waren beschäftigt. Als er nur noch ein paar Meter von ihnen entfernt war, blieb er überrascht stehen; er begriff nicht sogleich dies, was er sehen mußte.

Eng an die Umzäunung gepreßt mit hochroten Köpfen, aufgeregter, wütend wuteten die kleinen Neunjährigen und spuckten in das Feld, spuckten immer wieder, abwechselnd, und manchmal zugleich.

„Zum Donnerwetter, was soll das?“ konnte sich der Lehrer nicht mehr länger zurückhalten.

In keiner Weise erschrocken drehten sich die Jungen um. In ihren Augen lag das Feuer eines heißen und schweren Kampfes. Beide deuteten zugleich mit ihren Fingern drohend in das Feld der Umzäunung: „Wir können sicher nichts dafür, Herr Lehrer...“ empört und triumphierend lästerten sie Anton Schimmelweisk auf: „... das Lama hat angefangen!“

Späte Begegnung

Von Otto Heuschke

Es ist eine Mainacht. Der Zauber dieser Nächte ergreift noch die stumpfsten Menschen, so daß sie sich, wenn auch nur um ein Kleines, über den Alltag mit seinen Sorgen und Nöten erheben. Die Luft ist voll Blütenduft, über der Erde schwebt etwas Unennbares und Undenkbares, das der Musik verwandt ist, jener seltsam rauschenden Musik, die der Liebe und dem Tode nahekommt. Liebes- und Todesstrunkenheit ergreift die Menschen in diesen Tagen und Wochen. Die Paare, die durch die Nacht schwärmen und die Bänke in den Anlagen bevölkern oder an den Stämmen alter Bäume lehnen, so enge aneinander geschmiegt, daß ein und derselbe Herzschlag des andern vernommen kann, sind schwerelos wie die Blüten, die sich im leisen Wehen der Nacht auf Stielen und Zweigen wiegen. Pflanze, Tier und Mensch sind in diesen unertrübnaren Rausch verdrückt, und wer je in solch einer Nacht unter einem blühenden Fliederbaum saß, der hat das Unfähige erfahren, diese Traurigkeit und Seligkeit zugleich, für die er keinen Grund kennt und nach keinem Grund fragt. Vielleicht ist er nur traurig, weil es ihm verweigert ist, völlig aufzugeben in diesem Rausch und Glück, wo doch die Seele nach fernsten Fernen verlangt. Aber diese Traurigkeit wird sich in Frohheit verwandeln, wenn er von ferne her die Tropfen eines Liedes, die Klänge einer Geige, einer Gitarre vernimmt. Vielleicht wirkt sich ein so Einsamer auf die warme Erde, ins Gras, das noch Sonnenluft vom Mittag in sich hat und fühlt das Glück, das noch immer im Wort Frühling für alle Menschen liegt.

In solch einer Nacht saß Johann Peter Reinhardt, ein fast siebenzigjähriger Handwerksburjche, einer jener Landtreiber aus Not und Leidenschaft, aus Schicksal und Wahl, in der düsteren Kneipe einer kleinen schwäbischen Stadt. Rausch aus der schwarzen halbverflossenen Pfeife zog in grauen Ringen um die Lampe. Lange sah der Alte schweigend und allein. Keiner wollte heute gern hier in der rauchigen Stube hocken, denn draußen war ein Singen und Klagen, ein Dufeln und Atmen in dieser Vollmondnacht, daß selbst die Alten sich wieder jung fühlten. So saßen auch Wirt und Wirtin auf der Bank vor der Kneipe unter dem alten Birnbaum. Erst gegen zehn Uhr kamen sie herein und setzten sich zu dem Alten, der bald aus einer seltsamen, fast jugendlichen Erregtheit heraus erzählte. Er erzählte von seinem Wandern durch Länder und Zeiten, und wenn er manchmal innehielt, um sich auf etwas zu besinnen, war es, als er sich fragte, vor seiner Geschwätzigkeit. Es war sonst nicht seine Art, viel zu reden, aber er fand auch selten Zuhörer wie diese Wirtsleute. Als er wieder schwieg, ließen ihm plötzlich die Tränen über die wasserbraunen, vom Alter durchfurchten Waden. Die Wirtin meinte bald mit, wie das bei den Frauen so leicht geschieht. Der Wirt aber wandte sich ab und brachte dem Alten noch einen Wein und etwas zu essen.

„Da trinkt den Wein, Alter, er ist ein tiefger . . . hier auf unseren Bergen gewachsen.“

„Ich bin auch ein tiefger . . . auch hier gewachsen“, sagte der Fremde, „und nun sind's halb fünfzig Jahre her, daß ich die Heimat verließ. Es war auch ein Frühling, als ich fortzog, den Brüdern nach, die schon vor mir gezogen waren. Wir waren unter Drei gewesen. Einer ist längst verstorben, den andern traf es einmal im Oesterreichischen, und leither weiß ich nichts mehr von ihm. Das ist so unser Los. Ich sehr sehr zum vierten Mal hierher zurück. Jedes Mal find anders Leute hier in Eurem Haus . . . Jedes Mal wird mir schwerer zu gehen und doch muß ich . . . es leidet mich hier nimmer . . . und morgen zieh ich wieder weiter wie immer.“

Mit diesen Worten wollte der alte Reinhardt aufstehen, als eben noch ein fremder Handwerksburjche in die Stube trat. Er hatte ein grünes Reis am Hut und am wetterzerfundenen Rock hat eine Handvoll goldglänzender Schlüsselblumen, auf dem sonnenbraunen Gesicht war Lebensfreude und seine Lippen hatten ohne Zweifel heute schon ein Lied gesummt. Der Alte mußte vorhin noch irgendwo im Gras gelegen und in den Sternenhimmel gestarrt haben. In seinen hellleuchtenden Augen strahlte das Sternennacht wider. Er winkte dem eben Aufstehenden, er möge sitzen bleiben, und so saßen die vier Menschen um den Tisch. Der Neugekommene brachte nicht nur in seinen Kleidern und auf dem Angesicht den Frühling mit, er trug ihn auch im Herzen. Eine Frohheit war bald zwischen ihnen, und niemand war mehr müde oder schlaftrig. Jetzt erzählte der Neugekommene, Michael hieß er, von einem Erlebnis, das er vor Tagen hatte, und als er ganz belläufig erwählte, daß er auch ein tiefger sei, sah Johann Peter ein wenig deutlicher als sonst über den Tisch, hielt den Atem an und sagte, während er die Worte nur langsam und fückweise über die Lippen brachte: „Ich glaube, wir sind Brüder!“

Weide erhoben sich, standen einander gegenüber, saßen sich stumm an, hielten sich die Hände. Johann Peter rann wieder die Tränen aus den Augen, Michael aber lachte vor Freude laut auf. Worte fanden sie keine, um sich etwas zu sagen . . . Wirt und Wirtin schlichen sich fort, um die Alten, die sich vor Freude, vor Nahrung und Erkaunen nur anstarren konnten, nicht zu stören. Als sie später wieder zurückkamen, konnten sie nicht begreifen, daß sich die Brüder nichts zu sagen hatten, daß sie sich wortlos alles sagten. —

Die Brüder schliefen in einer Kammer. In der Nacht hatte jeder einen Traum, in dem die Mutter eine Rolle spielte. Die Erregung des Abends wird diese Träume hervorgewirren haben. Als es dämmerte und der neue Tag mit Vogelklang und Hahnkrähen anhub, erzählte einer dem andern seinen Traum. Johann Peter hatte die Mutter als junges Mädchen am Arm eines jungen Burjchen durch eine blühende Wiese gehen sehen, Michael aber sah sie sterbend auf halbfaulem Stroh in einem elenden Raume, in den das Sternennacht fiel. Als sie die letzten Jüge tat, trat ein schöner Knabe mit duftenden Blumen an ihr Lager . . . Das waren die Träume. Sie freuten sich wie Kinder, fanden von ihrem Lager auf, wuschen sich, tranken Kaffee und wanderten weiter. Einer ging gegen Osten, einer gegen Westen. Als am Morgen ältere Leute kamen, die sich ihrer noch erinnerten, waren sie bereits weit im Lande . . . Dies war die letzte und späte Begegnung zweier Brüder. Im nächsten Winter starb Johann Peter in einer Berge im Schwarzwald allein und verlassen, Michael aber wanderte in seiner Todesstunde unter süßlicher Sonne und blauem Himmel einem unbekanntem Ziele zu.



Landstraßenpolizei unterwegs!

„Machen Sie sich fertig. Um 2 Uhr fährt die motorisierte Landstraßenpolizei auf „Tour“ zu gehen. Schnell also notdürftig fertig gemacht gegen die Unbilden der Witterung und dann „Einsein!“

Wer wäre nicht gern dieser Aufforderung gefolgt, um einmal mit der seit dem 1. April in Baden tätigen Landstraßenpolizei auf „Tour“ zu gehen. Schnell also notdürftig fertig gemacht gegen die Unbilden der Witterung und dann „Einsein!“

Richtung Durmersheim—Kastatt—Rehl wird vereinbart. Das erste Weimagergepann fährt an, wir mit einem schönen Wagen dahinter und als Schluß wieder ein Weimagergepann.

Nichtswürdig gibt Hauptmann Platz, der Sachverständige für Kraftfahrwesen im Innenministerium, die ersten Befehle und Aufklärungen, die sich dann allerdings über die fast achtstündige Fahrt erstrecken, denn immer wieder gibt es Interessantes zu sehen, zu hören und zu schildern.

Die ersten Sünder

Schon in der Stadt gibt's Verhöhnung. Ein Radfahrer fährt auf der Straße und hat für den herrlichen Radfahrweg nur ein mitleidiges Lächeln. Verwarnung! Ein Handkarren, von 2 Mann geschoben, hat keinen Rückstrahler. Kosten: 1 M., die dem nahebei wohnenden Fahrzeughalter aus der Wohnung geholt werden. Er brummt wohl, doch zahlt er. Rechtzeitig den Rückstrahler besorgt, wäre billiger gewesen.

Dyker nach Dyker. Doch wollen wir in der Stadt keinen weiteren Aufsehen und so kommt mancher mit einer Verwarnung im Vorbeifahren davon.

Der eigens für Radfahrer angelegte Weg an der Straße nach Durmersheim genießt nicht die Achtung der Radfahrer, die weiter die Straße selbst unsicher machen. Nun gibt's dumme Gefächter. Jenseits die Befragung des vorderen Rades nimmt sich der Schuldigen an, das zweite Rad geht vor und nimmt nun die Spitze. So arbeitet sich die Kolonne vor. Nur der Vordere stellt die „Sünder“. Eine Reihe Bauernwagen muß drau glauben. Trotz dauernder Belehrung durch die örtlichen Bauernführer, durch die Zeitungen auch, fehlen überall die Rückstrahler.

Somit fällt auf, daß die Strafendisziplin seit einiger Zeit in Befahrung begriffen. Alles recht.

Hochbetrieb in Durmersheim

Erstmal kommt jetzt auch der Humor zu seinem Recht. Eben sind wir eingefahren ins Dorf, da fährt mitten auf der Straße ein Ochsenfuhrwerk, ohne Rückstrahler, hoch beladen, so daß man erst vorbei muß, um die Befragung zu sehen. Zwei Frauen. Nebenher auf der Straße ein Mädchen, das Mariele! Wieder zunächst erkannte Gesicht bei der Befragung. Aber die Marie? Die ist nicht da. Und so klingt es über die Straße zu dem Kind: „Geh, Mariele, dabeim im Nachmittagskühlblech liegt noch 'ne Mark. Sol' sie ebe her.“

Der Beamte wartet, bis das Mariele schnell zurückkommt, die Mark hoch in der Hand. Mit Ueberreichung der Verwarnung wird das Geld „sichergestellt“.

Wenige Schritte weiter. Da gibt die dumme Bemerkung von zwei Frauen, „die reden doch das Geld selber ein“, Anlaß zu halt und scharfer Verwarnung für die Beleidigung, der sich die Frauen sicher nicht bewußt waren. Das „Iste Mundwerk“ hat schon manchen hineingeritten. Diesmal war's eine Warnung. Das nächste Mal darf man sich aber nicht mindern, wenn die im allgemeinen freundliche Polizei einmal schärfer auftritt.

Auch dafür bietet Durmersheim noch einen typischen Fall.

Ueberladen und ohne Führerschein

Weiter geht die Heh. Die Fälle ähneln sich mehr und mehr. Ein Radfahrer an einem Lastwagen angehängt, ein freihändig fahrendes Mädel erhalten Verwarnungen.



Ein Kraftwagen wird von der Streife angehalten

Da sind wir schon in Kastatt.

Ein entgegenkommender Lastwagen hat einen Winter haub herausgedeckt. Der Mann hat Pech gehabt, denn bei der Kontrolle wird festgestellt, daß der Fahrer keinen Führerschein hat. Ein Blick auf die Ladung, die zu stark aufkommendste Federn zeigen dem sachverständigen Polizeibeamten auch eine Ueberladung an. Eine ernste Sache. Derartige Fahrzeuge beeinträchtigen die Verkehrssicherheit sehr stark.

Das Fahrzeug wird „sichergestellt“. Die nächste Polizeiwache behält den Wagen, bis die Fehler behoben, die Papiere beigebracht und die in solchen Fällen schon fastigere Strafe bezahlt ist.

Währenddessen erzählt Hauptmann Platz von ähnlichen Erfahrungen bei bisherigen Streifen. Von Lastwagen, die fast 100 Prozent Ueberladung haben, von Ausreißern, die es wirklich versuchen, den schnellen Polizeirädern durchzugehen und dann doch geholt und härter bestraft werden und von einer wirklich gelungenen Flucht eines Radfahrers bei Nacht und Nebel quer durch die Felder.

Auf der Fahrt nach Frankfurt

Ein Wagen fährt vorbei. Frankfurter Nummer. Gleich ist er hinter den Häusern Hohlhins verschwunden. Aber vielleicht war der Gruß der Wageninsassen etwas zu freundlich. Oder sonstwas. Die Sache scheint einem Beamten nicht in Ordnung. Schnell auf Touren und heran.

Nichtig! Eine ganze Reihe Beanstandungen. Nummernschilder, Nummern, Beleuchtung werden beanstandet. Einiges fehlt sogar. Gebühre werden schnell bezahlt. Außerdem Anzeige. Der Wagen muß in Frankfurt vorgefahren werden.

Wahrscheinlich eine Warnung für den Fahrer: „Wenn man die Hosen nicht ganz rein hat, soll man die „fremde“ Polizei nicht zu freundlich grüßen.“

Duplizität immer wieder. Der nächste Fall. Wieder typisch. Ein Lastwagen mit Anhänger, schwer geladen und am Steuer ein Mann, der nur Personenzwagen fahren darf. Er hatte Pech, daß uns der Frankfurter Wagen zum Halt gebracht. Und auch sonst hat die Polizei für derartiges einen gewaltigen „Nieser“.

Uebrigens ein Fall, der sehr oft vorkommt, daß der Beifahrer nicht den richtigen Schein besitzt und doch ab und zu abhört. Selbstverständlich auch verboten, wenn die Papiere des Hauptfahrers in Ordnung sind.

Einige Belehrungen

Schon Stundenlang dauert die Kontrolle. Sünder in „rauen Mengen“ wurden gefaßt. Veranfaller und wir haben eine Pause nötig. Schnell fährt der Wagen etwas ins schöne Ringstal und Hauptmann Platz erzählt:

In Baden sind zur Zeit 8 Weimagergepanne im Konstablerdienst eingesetzt, die jeweils zu zweit herausfahren (1 Abteilung). Durch Einteilung des ganzen Gaugebietes in 6 genau begrenzte Gebiete wird eine gleichmäßige Kontrolle ausgeübt, so daß jeder Abschnitt vier- bis fünfmal im Monat „abgegrast“ wird. Bis nach Konstanz hinunter fahren die Räder und zwar werden sie stets von Karlsruhe aus eingesetzt, um eine gleichmäßige Behandlung des ganzen Landes durchzuführen. Dazu kommt die Schreibtischarbeit der Beamten. Die Erledigung der Anzeigen, Meldungen usw., die bei einer derartigen Streife etwa die Tagesarbeit eines mittleren Großstadtreviers ausmachen. Weiter die Auswertung der Erfahrungen. Schulgemäß wird jeder besondere Fall behandelt und dient zu neuen Lehren für die anderen. Auf diese Schulungsarbeit wird der größte Wert gelegt, da es immer wieder Neues gibt.

In Zusammenarbeit mit allen in Betracht kommenden Stellen wird auch eine Kontrolle über die Straßen, ihre Beschaffenheit, Beschilderung, Bezeichnung, Umleitungen usw. durchgeführt. Auch in die Außenreviere gibt man Winke und Richtlinien weiter.

Ueber die vier Abteilungen hinaus ist in Sonderfällen auch noch die Möglichkeit durch Einsetzung von 50 weiteren Fahrzeugen im ganzen Lande eine Sonderkontrolle vorzunehmen.

Zwischen den einzelnen Abteilungen findet ein reger Austausch der Erfahrungen und auch grundsätzlich ein dauernder Wechsell der zu bearbeitenden Gegenstände, damit keine Spezialisierung erfolgt.

Die Fahrer sind durchweg „mit allen Wassern gekocht“. Selbst ausgezeichnete Fahrer, wie die erfolgreiche Mitwirkung bei Motorradwettkämpfen zeigt, können sie auch jedem anderen Fahrer die besten Anweisungen geben. Sie besitzen die Führerscheine aller Klassen. Vor Uebermüdung schützt sie der dauernd mögliche Wechsel zwischen Fahrer und Beifahrer.

Auf den Rädern wird neuerdings auch ein besonderer Kasten mitgeführt, der zunächst alles enthält, um bei zufällig angetroffenen Verkehrsunfällen die nötigen Untersuchungen zu machen. Weiter sehen wir darin auch eine Fülle von Ersatzteilen: Birnen, Schrauben, Federn in den gängigen Größen. Damit können sie bei kleineren Unfällen dem Verunfallten helfen, dem sie selbstverständlich auch sonst weitgehendst zur Hand gehen. Erwünscht man nachts einen Fahrer mit defektem Rücklicht etwa, so gibt die Patrouille ihm nach der Verwarnung aus den mitgeführten Beständen (zu Selbstkosten) das Nötige, damit er weiter kann, anderenfalls müßte der Wagen ja sichergestellt werden.

Der Kasten, der auch Verbände usw. enthält, wird zur Zeit noch dauernd weiter ausgetattet, da jede Fahrt neue Erfahrungen bringt, die ausgewertet werden müssen.

„Du arme Mark . . .!“

Die Kontrolle kann weiter gehen. Wir haben zunächst noch Gelegenheit, die außergewöhnliche Schnelligkeit und Wendigkeit der Polizeiräder zu bestaunen und dann geht's zu einer „lebenden Kontrolle“.

Knapp außerhalb Offenburg. Ein Mann mit der roten Fahne wird vorausgeschickt und winkt die Wagen ab. Nun kommen sie der Reihe nach. Manchmal haben alle Beamte alle Hände voll zu tun, denn die Kraftfahrer sind ungeduldig und warten nicht gern. Mit ruhiger Sicherheit, bestimmt, doch äußerst höflich, wird die Kontrolle durchgeführt. Wagen nach Wagen, Rad nach Rad. Die meisten sind in Ordnung, doch dazwischen immer wieder Sünder nach allen möglichen Richtungen.

Die Kontrolle wird nur in einer Fahrtrichtung ausgeübt, um den Verkehr nicht still zu stellen.

Doch auch aus der „richtigen“ Richtung kommt ein ähnliches Wechsell. Tüd — tüd — tüd, schleipt er soeben noch mit Sozias sich auf den Berg. Mit wie Meschajalem, mit Trähnen zusammengehalten, aber es fährt noch. Sein Besitzer ist besonders stolz auf die Karre, während der Mitfahrer mit seinem Sozias — einem alten Sack — verschwindet. Hier kommt wieder einmal der Humor zu seinem Recht. Wenn auch etwas polizeiwidrig, so doch äußerst witzig unterhält der Fahrer die sich schnell ansammelnde Gemeinde. Selbst der Beamte muß schmunzeln, während er die Prüfung vornimmt. An der Gebühr kommt allerdings der Witzbold nicht vorbei und so verabschiedet er sich von seiner Mark:

„Du arme Mark, o hätt ich dich doch verlossen!“ Tüd — tüd — tüd, fuhr das Majchichen ins Dorf. Ein anderer geht nicht eher fort, bis er jedem der Beamten die Hand besonders gedrückt hat.

Eine Nachstreife

Ging es bisher auf den Straßen noch schnell vorwärts, so wird es nun ein langames Heranarbeiten an Karlsruhe. Kaum ein Gefährt ist in Ordnung. Weitens sind die Scheinwerfer der Autos falsch eingestellt. Sie blendend, trotzdem sie abblenden. Kurze Handgriffe — und es ist in Ordnung. Schlimmer aber sind die „Einäugigen“, von denen wir drei erwischen. Sie können das größte Unheil verursachen, da man die Breite des Wagens, vor allem wenn das Luftschicht nur brennt, nicht schätzen kann. Man denkt, es kommt ein Motorrad und im nächsten Augenblick kommt man noch so eben heil an der unbeluchteten Seite vorbei. Da muß selbstverständlich scharf eingegriffen werden.

Nachfahrer ohne Licht — in Unmessen. Auch sie werden — auf ganz besondere Art — „sichergestellt“. Jedenfalls können sie kein Unheil mehr anrichten.

Schlußbetrachtung

Der Mensch — homo sapiens — ist recht habertisch. Sehr sogar. Das konnte man auf der Fahrt so deutlich feststellen. Man erblickt in der Polizei noch zu sehr den behördlichen Aufpasser, als den berufenen Hüter der Ordnung. Man fühlt sich „schitaniert“ und sieht nicht die Pflicht der Beamten, die diese in unserer Art Interesse tun.

Ordnung muß sein und deshalb auch Ordnungshüter. Auf der Landstraße mehr als irgendwo anders — das wollen wir Automobilisten ruhig bekennen. Und uns mach richten.

Dann ist schon vieles gewonnen. Und wenn schließlich einer glaubt, trotz der Belehrung der Beamten seinerseits im Recht zu sein, so steht ihm jeder Weg zur Beschwerde offen. Natam ist es allerdings weniger, denn es dürfte wohl niemand geben, der das Recht so gut kennt, wie die Rechtshüter auf der Landstraße.

Einer fiel noch besonders auf, vielleicht auch weitere. Er glaubte, im Unterton seiner Widerrede kenntlich machen zu müssen, daß er NSKK-Mitglied sei und nun am nächsten Tag seinen Dienst nicht tun könne, weil . . . die Polizei ihn daran hindere. (Sein Fahrzeug war beanstandet).

Gemach, lieber Freund, Du liegst falsch! Mitgliedschaft zum NSKK bedeutet keine besonderen Rechte, sondern besondere Pflichten.

Wir NSKK-Mitglieder haben nur ein Recht und das ist: besonders pflichttreu zu sein, allen anderen ein Vorbild auch in der Erfüllung der polizeilichen Anordnungen.

Werk Dir das, Freund, und dann läßt Du ein andermal die dummen Bemerkungen, die leicht als Nötigung angesehen werden könnten.

C. W. Giffert.



Auch Fuhrwerke müssen dran glauben. Die Jugend verfolgt gespannt die Aktion.

Die Familie

Das Badische Ministerium des Kultus und Unterrichts veranstaltet in der Zeit vom 30. April bis 16. Juni 1935 zusammen mit dem Bad. Landesgewerbeamt und der Reichskammer der bildenden Künste in der Landesgewerbehalle eine Ausstellung „Die Familie in Geschichte, Wappen und Bild“, gleichlaufend mit einer Ausstellung in der Drangerie: „Die Familie in Malerei, Plastik und Graphik“.

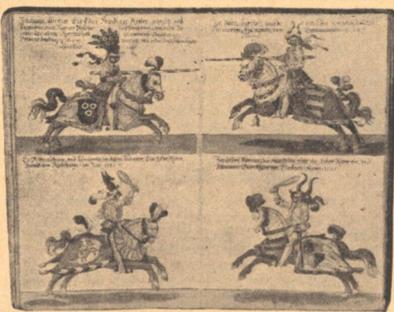
In besthafter Geborgenheit umschließt die helle, lichte Gemerzhalle eine wunderbar weite, gelbliche Welt an stiller Einkehr. Welch wohlthuende Einseitigkeit des Eindrucks! Welch vortreffliches Material ist hier in Liebe, Eifer, Verständnis und Können zusammengetragen, nicht allein im großen, sondern auch im kleinen. Wichtiges und Bedeutendes des täglichen Gebrauchs unserer Vorfäter, Dinge, die wie ein Heilig-tum von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbten, werden hier gezeigt, angefangen mit dem Sinnbild der Gründung der Familie, dem kleinen goldenen Trauring, nicht statt wie unsere heutigen, sondern voll stierlicher Ranken und Kra-

ucher nicht eingesehen, was der Nationalsozialismus lehrt, nämlich, daß alles, was in einem Menschen oder in einem Lande gedeihen soll aus seinem Innern entspringen muß und nicht von außen her gegeben werden kann! Fällt uns nicht bei jedem Stück die glänzende Beherrschung des künstlerisch handwerksmäßigen auf!

Im Vorraum vor dem Vichhof befindet sich die Zusammenstellung aus städtischen Sammlungen mit familienkundlichem Material ehemaliger Künste und zwar Stiftungen und andere Erinnerungen. Wertvolle Quellen für die Familienforschung stellen sie dar. Finden wir doch auch hier die Namen alter Geschlechter.

In der Mitte des Vorraums ist eine Vitrine aufgestellt mit Stammtafelmaterial, die Studienrat Eichhorn von der Gewerbeschule hier durch seine Schüler anlegen ließ. Eine dankenswerte Anregung wie in der Schule Grundlagen zur Familienforschung geschaffen werden können.

Die Kunstgewerbekammer Arbeit Karlsruhe zeigt in einer Ecke der südlichen Seitenloge den Teil eines Junfrummes mit verschiedenen Junfrutuben, prächtige Stücke alter Kunst-Schreinerarbeiten. Weiter zeigen hier auf Anregung des badischen Handwerksinstituts die kunsthandwerklichen Annahmen der Buchbinder, Buchdrucker, Photographen, Glas- und Porzellanmaler, der Graveure, Maler, Metallarbeiter, Goldschmied, Juwelier, Schmied und Keramiker ihre Arbeiten. Alle die Handwerker, die hier ausgestellt haben, beweisen, was das heutige Handwerk im Dienste der Familienforschung zu leisten vermag, wie es im Stande ist, durch seine Arbeit Familieninn zu hegen und zu pflegen. Für uns alle aber, die ihren auskömmlichen Lebensunterhalt verdienen, erwächst die Pflicht an der Arbeitschaffung durch Auftragserteilung mitzuhelfen. Wir können diese Pflicht erfüllen, wenn wir nur wollen. Wir tragen die Verantwortung, daß das deutsche Handwerk wieder Geltung erlangt in allen Ländern.



Aus dem Turnierbuch der Badischen Landesbibliothek

besken, vom Stammbaum und der Ahnentafel bis zum Totenbilde und den trefflichen Zeichen vergangener Geschlechter; ferner tägliche Gebrauchsgegenstände, hergestellt in etwaa schöner Handarbeit, Sachen, die längst in Vergessenheit geraten wären, wenn nicht Familieninn in pietätvoller Weise sie bewahrt hätte. Veraltete Ehrenbriefe, Dekrete und Urkunden, die meistens mit farbenfrohen Wappenbildern oder prächtig herausgearbeiteten Siegeln versehen sind, fänden uns ganze Lebensabschnitte einzelner Familien und Geschlechter.

Ein Rundgang des aufmerksamen Besuchers führt zur Ueberzeugung, daß hier etwas ganz Großes geleistet wurde, um die Familie in Geschichte, Wappen und Bild darzustellen. Dank den Männern, die in liebevoller Arbeit dieses Werk schufen.

Erstarrt vor dem Althergebrachten überkommt den Besucher schon beim Betreten des Vorraums zur Ausstellung. Die vom Landesgewerbeamt Kaiserlautern zur Verfügung gestellten heraldischen Blätter stellen die zeitliche Entwicklung des pfälzischen Löwen, des preussischen Adlers und des Reichsadlers dar, die weiter ihre entsprechende Ergänzung finden in den prächtigen farbigen heraldischen Tafeln des Professors Dr. Müller in der rechten Seitenloge des Museums. Auch die farbigen Wälder einiger Münzprägungen aus der kostbaren und berühmten Münzprägerei Niederhandlung Selbster (um 1900) lenken unsere Aufmerksamkeit im Vorraum auf sich. Weiter sehen wir hier heraldische Blätter mit Wappen aus der Züricher Wappenrolle (1345), aus dem Lebensbuch des Bischofs Eberhard (1465) und aus dem Wappenbuch Conrad Grinerbergs (1483), Einblattholzschnitte aus dem 16. Jahrhundert und verschiedene Junfrutuben. Die stattliche Rückwand des deutschen Kaisers Matthias von Habsburg (1600-1610) in der Mitte dieses Raums wurde vom Landesmuseum zur Verfügung gestellt.

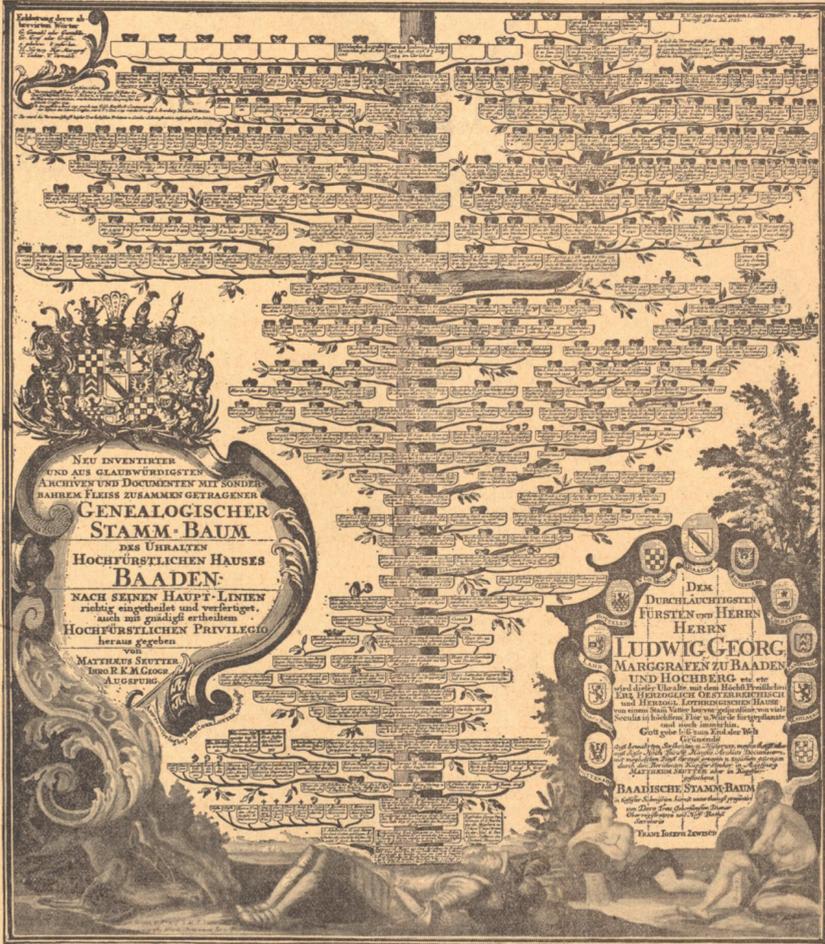
Im nächstfolgenden sogenannten Vordorraum werden uns aus den fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen neben den Totenbildern aus verschiedenen Jahrhunderten zahlreiche Bilder und Einzelstücke gezeigt, die auf die hochstehende Kultur dieses Hauses Bezug nehmen. Hier haben wir es mit ganz prächtigen Stücken zu tun. Stau-nend sehen wir vor dieser handwerksmäßigen Kunst. Aus den ältesten Siegeln der Fürstenberger können die Stempelschneider lernen. Hierbei sei auch auf den ganz wunderbar hergestellten Stammbaum der Fürstenberger hingewiesen. In den übrigen zur Schau gebrachten Klein-sachen aber erkennen wir deutlich, wie die ehemalige deutsche Handwerkskunst ihren Arbeiten Lebensinhalt, dauernde Wirkungskraft und Ewigkeitsgefühl verliehen hat. Zu diesem Ergebnis gelangen wir auch, wenn wir die da und dort in den einzelnen Logen und im Vich-hof aufgestellten Gegenstände, die namen- und wappengeschmückten Krüge aus Zinn, Porzellan, Glas, Tafel-geschirre und ähnliches betrachten. Muß der Be-



Totentafel aus dem Fürstenbergischen Haus

Mit einer geradezu vorbildlichen Zusammenstellung familienkundlicher Literatur ist auch der Verein der Karlsruher Buchhändler vertreten. Es ist eine mit Stolz zu beobachtende Erscheinung, daß sich die Familienforschungsarbeit erweitert und vertieft und zwar in allen Kreisen unseres Volkes, nicht wie es vordem der Fall war, daß Familienforschung nur in adeligen und bürgerlichen Familien gepflegt wurde. Neben dieser familienkundlichen Literatur nehmen die leuchtenden Farben buntemalter Wappenbilder von dem räumlich bestimnten heraldischen Graphiker und Maler Prof. Otto Sapp, München, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Haupt ist auf dem Gebiete der Wappenkunde schon seit einem Menschenalter tätig und mit maßgebend für die heraldischen Grundzüge geworden. In diesem Zusammenhange muß auch der badische Heraldiker Feld, Karlsruhe, genannt werden, dessen große Verdienste auf dem Gebiete der Heraldik nicht achtsam-ler werden sollen.

In neuartiger Weise zeigt Oberbaupinspector Sugenheim in der ersten rechten Seitenloge in



Stammbaum Ludwig Georg Markgraf von Baden

mehreren Aufzügen die Familienforschung in zeitmäßiger Darstellung, die auf große Geschichtskenntnisse schließen lassen. Der Wert dieser Darstellungen für die Familienforschung liegt außer Zweifel. Sie erfordern aber ausgiebiges Studium der Geschichte der Länder.

Besonders einfach und für jeden Besucher verständlich ist das Material für Familienforschung, das Major Kilian in der zweiten Loge darbietet. Eine der bemerkenswertesten Darstellungen ist die Berufsabstammung, die in augenscheinlicher Art und Weise zeigt, wie die Berufe in einer Sippe sich auswirken. Sehr interessant ist die Ahnentafel Kaiser Karl V. (1519/1530), in welcher nach-gewiesen wird, daß in der Adern des Kaisers Karl V. überwiegend spanisches Blut floß.

Prof. Dr. Müller bringt in der dritten Loge eine ausgezeichnete Sammlung von Münzen und Plakets mit Bildnissen bekannter Persönlichkeiten aus dem Lande Baden und des Reichs, die von bedeutenden Künstlern geschaffen wurden. Die übersichtlich aufgestellte Münzsammlung muß zum Schönen und Besten gerechnet werden, was die Ausstellung bietet.

Die vierte Loge Dr. Bentzenmüllers und Laubers wurde ausschließlich der überaus wichtigen Abteilung für Familienforschung des Landesvereins badischer Heimat zugeweiht.

Die Felder über den Logen enthalten Tafeln bezeichnender Inhalts nach Angaben des Majors Kilian über Sippen, Ahnen, Nachkommen und Verwandtschaft, die eingehendes Studium verdienen.

In der fünften rechten Loge der Rückwand des Vich-hofes ist die Ausstellung der Landesbibliothek untergebracht. Es sei besonders auf die alten Turnier-bücher mit den prächtigen Wappenbildern hingewiesen, da sie gerade für die Heraldik von grundlegender Bedeutung sind.

Das Landesmuseum zeigt in der sechsten und mittleren Loge familienkundliche Stücke aus seinen Beständen. Hier interessieren uns vor allem die prächtigen, beleuchteten bunten Glasgefäße mit Wappenbildern und die heimatligen Duracher Fananen.

Die sechste Loge der Rückwand beherbergt Gegenstände aus dem Arbeitsgebiet des Generalarchivs, Wappenbriefe und sogenannte Aufschreibungen von Adelsgeschlechtern, reich mit farbigen Wappen geschmückt. Aufschreibungen sind aber keine eigentlichen Stammbäume oder Ahnentafeln und wurden nur angelegt, wenn ein Geschlecht seine Ritterbürtigkeit oder Stifsmäßigkeit zu irgend einem Zwecke nachweisen mußte. Ueber den Logen befinden sich alt-badische holzgeschnitzte Wappen und zwei Totenbilder aus der Stadtkirche in Pfullendorf. Die beiden links und rechts stehenden Nischen stammen aus dem Schloß Eberstein bei Gernsbach.

Zur ganz besonderen Pflege der Familienkunde dienen die nächsten Logen, deren Ausstattung die alt-badische Familie von Gemmingen und andere Adelsgeschlechter vorgenommen haben. Von Familie zu Familie vererbte Schätze werden hier gezeigt und als da sind, ein edelsteingeschmückter Türtenbüchel, eine mit Elfenbein besetzte Armbrust, deren eiserne Bogenschiene mit einer ganz wunderbaren vergoldeten Ziselierung versehen ist. Welch seine Arbeit eines einfachen Metallhändlers! Es sei auch noch auf die vielen Heimeren Familienstücke hin-gewiesen, wenn sie uns auch auf den ersten Blick von un-schätzbare Wert dünken. Sind es doch familienkundliche Kostbarkeiten von besonderem Wert und können von echtem deutschen Familieninn Aufmerksamkeit zu machen ist hier auch auf zwei Briefe des Gög von Verhagen, von denen Gög den Brief links auf der Tafel mit der rechten geschrieben und das danebenstehende Schrei-ben nach Verlust seiner rechten Hand bei der Belagerung von Landstut am 25. 7. 1504 mit der linken Hand an- fertigte. Es ist ein Kuriosum, das man nicht alle Tage sehen kann.

In den weiteren Logen läßt der Reichsnährstand der Landesbauernschaft Baden durch Bilder und andere familienkundliche Erinnerungsgegenstände alte bäuerliche Geschlechter zu uns sprechen. Vor unseren Augen erheben die Geschlechter eines alten Erbshofs, des Pfeifferfamilien-hofs und die Bauerngeschlechter der Winterhalter-Scherer-Dorer. Was hier an Gegenständen zusammengetragen ist, nimmt unser Interesse voll und ganz in Anspruch. Ist es nicht, als ob aus jedem ausgefallenen Gegenstand der Geist des bodenständigen Bauerntums atme? Mit herabder Sprache weisen die Stücke darauf hin, daß gerade im Bauerntum der Familieninn in noch ausgeprägterem Maße hochgehal-ten wurde.

In der letzten Loge stellt die alt-bürgerliche Familie Djanber, Nachkommen des Königsber-ger Reformators, eine Wiederbelebung aus, deren Fülle altererbten Weisheit den Sinn der Traditionen und Familienpflege zum Ausdruck bringt.

Aus allem, was die Ausstellung bietet, leuchtet der Familien- und Heimatinn aber auch die Liebe zur heimatligen Kunst, die Pietät für alte Familientraditionen lebendig heraus. Und es will uns scheinen, als ob diese trefflichen deutschen Eigenschaften der Altvordern uns Vorbild, Bedürfnis und liebetrannte Selbstverständlichkeit sind. Wir alle wollen diesen eingetragten sein und bleiben: „Die deutsche Familie war von jeher größter deutscher Kulturträger, Wegbereiter und soll es auf ewig sein in unserm schönen neuen Deutschland.“ Eugen Singer



Die Entwicklung des Reichsadlers

Zwischen WEISS und ROT

Bearbeitet von Dr. A. von Andreewitsch
Urheberrecht: „Dammert-Verlagsanstalt Berlin“

Das Leben einer Russin zwischen zwei Revolutionen

Die Requisitionskammer des Geheimdienstes

Nachdem ich mich von den Strapazen meiner Reisen und Körper anstrengenden Reife in meiner neuen „Behausung“ in der Galerie des Staatstheaters einigermaßen ausgeruht hatte, fing ich an zu überlegen, was ich nun eigentlich unternehmen sollte. Ich ging hinunter ins Parkett, wo die „beste Gesellschaft“ sich aufzuhalten pflegte. Es waren meistens Offiziere der verschiedensten Garde-Regimenter, die hier zusammengekauert waren. Niemand schien an mir besonderes Interesse zu nehmen. Ich weiß nicht einmal, ob es jemandem auffiel, daß ich eine verkleidete Frau war. Jeder hatte mit sich selbst genug zu tun und hatte daher weder Zeit noch Lust, sich um die Angelegenheiten anderer Leute zu kümmern. Aus den Gesprächen der Offiziere wurde mir die Situation einigermaßen klar. Der furchtbare Zusammenbruch, den Rußland erlebt hatte, hinterließ immer tiefere Spuren. Die ganze Stadt Nowow war in ein undurchdringliches Chaos gestürzt. Soviel Menschen, soviel Parteien und soviel politische Anschauungen. Niemand hatte eine feste Überzeugung. Nur eines schien klar. Es gab im großen und ganzen zwei feindliche Lager: Die Roten und die Weißen. Zu dem weißen Lager gehörten Leute aller möglichen Richtungen. Von ehemaligen, vor kurzem noch durch die zaristische Polizei verfolgten Sozialrevolutionären bis zu den Anhängern der äußersten Rechten hatte sich hier alles, was nur irgendwie im bürgerlichen Lager stand, zusammengefunden. Ueberzeugte Republikaner, mäßige Demokraten und fanatische Monarchisten waren unter der Fahne verammelt. Aber es war unmöglich, eine für alle annehmbare Formel, die zugleich als Kampfparsolle dienen konnte, zu finden. Als ich dies erkannte, wußte ich im voraus, daß die Niederlage der weißen Bewegung unausbleiblich war. Die Interessen waren in diesem Willen zu vergeblich, um eine moralisch einseitige Front zu bilden. Dazu kam noch der Umstand, daß die Korruption ungeheure Ausmaße angenommen hatte. Durch den jahrelangen Krieg mit Deutschland germüht, dem sehr viele von den Kämpfern im Grunde durchaus wohlgefühlt waren, da sie die Entente haßten, waren sowohl höhere Verwaltungsbeamte wie Stabsoffiziere durch den Sturz des Zaren, der ihnen so viel alte Möglichkeiten verschloß und soviel neue eröffnete, vollständig demoralisiert. Nachdem sie den Halt der gesellschaftlichen Stellung verloren hatten, lebte in ihnen nur ein Wunsch: das Leben zu genießen, sollte es was es wolle. Dunkle Geschäftsmacher, die immer dort aufzutreten pflegten, wo es im trüben Wasser zu fischen gibt, hatten sich in Nowow in Scharen eingefunden. Würfelspieler, die aus Petersburg geflüchtet waren, Heereslieferanten, Walfanghändler witterten in der Auflösung reiche Beute. Aber auch hohe Staatsbeamte hatten in Nowow ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und da sie sonst nichts zu verkaufen hatten, boten sie ihre guten Beziehungen feil. Militärische Vertreter der Entente, die immer noch als Verbündete galten, beobachteten achselzuckend die furchtbare Katastrophe, die das Land betroffen hatte, denn beste Söhne Seite an Seite mit ihnen gekämpft hatten. Fast wie Schadenfreude schien es mir aus den überheblichen Mienen der Ententeoffiziere zu sprechen, die in nagelneuen Uniformen stolz vor dem „Wesendel der Russen“ paradierten. Mit Spott und Verachtung — so schien es mir wenigstens — saßen sie sich den letzten Akt der Tragödie eines ganzen Volkes mit an.

Ich mußte mir Geld verschaffen, um mich weiter über Wasser zu halten. Ich hatte zwar ein Ebdach über dem Kopf und bekam von der Soldatenküche zu essen, aber die Nahrung war so schlecht, daß ich mich immer hungrig fühlte. Ein Kapitän, den ich in unserer improvisierten Kaserne kennen lernte, entpuppte sich als geschickter Händler. Ich fragte ihn, ob er mir einen Ring abkaufen wollte. Er betrachtete den herrlichen Brillanten, den ich ihm zeigte und bot mir dafür eine Summe, die mir schwindelnd hoch vorkam. 14.000 Don-Rubel! Ich wußte damals noch nicht, daß es eine volkswirtschaftliche Erscheinung gab, die man Inflation nannte, und daher merkte ich auch nicht, daß der brave Kapitän, der mir ein kostbares Juwelenstück für ein Butterbrot abkaufte und sich dabei noch als Wohltäter aufspielte, in Wirklichkeit ein glänzendes Geschäft dabei machte. Er pflegte, wie ich später erfuhr, die von ihm billig erworbenen Schätze gegen gute englische Pfunde an einen hohen Ententeoffizier weiterzuverkaufen, der sich auf diese Art die Not seiner Verbündeten in Ruße machte.

Für mich war die Hauptsache, daß ich nun Geld in der Tasche hatte und mir das Notwendigste kaufen konnte. Vor allem Mäntel und Toilettenartikel, denn ich hatte nur ein einziges zerfallenes Hemd auf dem Leibe.

Eines Abends ging ich, um mich ein wenig zu zerstreuen, in ein Lokal, das sich harmlos und schlicht „Zu einer Tasse Tee“ nannte. Dort herrschte eine unbändige ausgelassene Stimmung. Eine Zigeunerkapelle spielte, mit auffälliger Eleganz gekleidete Frauen tanzten; an den Tischen wurden große Becher gemacht. Die meisten Gäste zeigten eine unnatürlich aufgeregte Lustigkeit. Ihre Augen hat-

ten einen unheimlich anmutenden, seltsamen Glanz. Plötzlich ging mir ein Licht auf. Fast alle befanden sich im Rotationsrausch. Starke narzotische Mittel halfen, die gefährliche Situation zu vergessen und weiterhin beschwingten Schritten auf dem Balkan zu tanzen. Ich schloß mich an einem beisehenden Glas Bier und sah mir den Frotentanz an. Mir gegenüber am Tisch saß ein unheimlicher Offizier. Mit monotonen Jagen und typisch russischem Schnauzbart. Seine kleinen, tiefliegenden Augen schienen mich zu durchbohren.

„Frau Leutnant“, redete er mich an. Er hatte meine Verkleidung sofort erkannt. „Es gibt in der weißen Armee mehrere Frauen, die für die gerechte Sache kämpfen“, sagte er mit einem unmerklichen ironischen Unterton in seiner sonst farblosen Stimme. Bald war ich in ein Gespräch mit ihm verwickelt. Seine auf den ersten Blick unheimliche Persönlichkeit begann mich zu interessieren. „Sie scheinen mir intelligenter zu sein als die meisten der Gänse, die sich als Offiziere verkleiden“, sagte mein Gegen-

süber, nachdem wir uns längere Zeit unterhalten hatten. „Es wäre schade, wenn Sie nur als Kanonenfutter dienten. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Kommen Sie mit an einen stillen Ort, wo wir uns ungehindert unterhalten können. Hier hören uns zuviel Ohren.“ Ich nahm den Vorschlag an, denn ich hatte vor nichts mehr Angst. Was konnte mir auch noch passieren? Der Offizier zahlte galanterweise meine magere Beute, und wir verließen das Lokal. Ein Militärauto wartete vor der Tür. Der Offizier flüsterte einige Worte dem Chauffeur ins Ohr und bat mich, neben ihm Platz zu nehmen.

„Wohin fahren wir?“ fragte ich, nachdem das Auto sich in Bewegung gesetzt hatte. „Die genaue Adresse kann ich Ihnen leider nicht verraten“, erwiderte der Offizier, immer mit demselben ironischen Köheln. „Ich muß Ihnen sogar die Augen verbinden“, fuhr er fort, indem er ein schwarzes Tuch aus der Tasche zog. „Wozu diese Komödie?“ fragte ich, leich abgehoben von seiner Art. „Was haben Sie mit mir vor?“

„Sie brauchen keine Angst zu haben“, sagte er. „Es ist nur eine Vorsichtsmaßregel. Man kann nicht wissen. Sie könnten immerhin im Dienste der Roten stehen. Sie werden bald alles erfahren.“ Abgelutend ließ ich mir die Augen verbinden. Wir schwiegen beide. Der Weg kam mir unheimlich lang vor. Das Auto fuhr im Sidzad Jede Orientierungsmöglichkeit war ausgeschlossen. Nach einer Fahrt, die mir wie eine Ewigkeit vorfam, stoppte die Maschine. Der Offizier gab mir die Hand und führte mich hinaus. Ich hörte ihn an eine Tür klopfen. „Wer ist da?“ fragte eine unsympathische brummige Stimme. „Rußland für die Russen“, erwiderte der Offizier. „Es lebe Kornilow“, lautete die Antwort. Eine Tür knarrte und wir gingen hinein. „Achtung, Stielen!“ rief mir mein Begleiter zu. Wir stiegen in einen Kellerraum hinunter. Der Offizier löste meine Binde. Ich sah mich um. Es schien mir, als wenn wir uns in der Requisitionskammer eines Theaters befänden. Unzählige Kostüme hingen geordnet in Glasschränken. Ich sah Uniformen aller russischen Regimenter, Beamtenuniformen, Militär- und Zivilmäntel, Hüte, Pelze und Frauenkleider in größter Auswahl, von der elegantesten bis zur einfachsten Ausföhrung.

„Schaffen Sie, daß ich mich vorstelle“, sagte der Offizier. „Dersk Wabkin, Leiter des geheimen Nachrichten-

Anekdoten um Richard Wagner

Erzählt von Frank Dorat

Bei der Uraufföhrung einer langweiligen und einfalligen Oper war auch Wagner zugegen. In seiner Nähe saß ein Mann, der eingeschlafen war und schnarchte. Wagner weckte den Mann und flüsterte ihm zu:

„Bitte, schnarchen Sie nicht so laut! Sie wecken das ganze Publikum auf!“

Frau Cosima wollte einmal gründlich föhbern. Wagner gefiel dies gar nicht, er wollte komponieren. Doch umstimmen konnte er Frau Cosima nicht. Schließlich berebete er seinen Schwiegervater, der den ganzen Nachmittag auf dem Klavier die meisterhaftesten Werke spielte. Hierüber vergaß Frau Wagner das Stöhbern. Kachelnd lobte Wagner zu seinem Besucher:

„Ja, was nicht mit Gewalt geht, das geht mit List.“

Richard Wagner ging einst mit einem eiten Komponisten am Züricher See spazieren. Beide ließen die Landschaft auf sich wirken. Da meinte der Eitle: „Hier ist es besauernd schön, hier fallen einem die herrlichsten Melodien ein. Jeder Grasstamm ist eine Note, jeder Strauch ein Akkord, kurz, hier ist der Urstoff für eine große Oper.“

Wagner machte eine abwehrende Handbewegung und sagte:

„Nichts zu machen, junger Freund, ich habe hier schon alles wegkomponiert!“

Bei den Proben war Wagner ziemlich reizbar, was die Künstler dem Meister aber nicht weiter übernahmen. An einem heißen Tage rief er zu einem Musiker, der etwas nicht richtig gemacht hatte, ins Orchester hinunter:

„Das ist ja nicht zum Aushalten!“

„Ja, in Hemdsärmeln geht es!“ sagte der Musiker gemächlich und zog sich die Jacke aus.

Wagner hat sich eines Tages gerade zur Mittagsruhe hingelegt, als ein Drehorgelspieler sich vor der Tür aufstellte und den Einzugsmarsch aus „Tannhäuser“ regelrecht unterleiert. Dies hätte den Komponisten weiter nicht aus der Ruhe bringen können, aber daß der Spieler ein ganz falsches Tempo hatte, das ärgerte ihn. Er stürzte auf die Straße und spielt dem Verfehlten den Marsch vor und erklärt ihm, er sei der Komponist. Am nächsten Tag steht Wagner den Orgelspieler wieder. Der Mann hat ein großes Plakat an der Orgel festgemacht. Neugierig geworden geht Wagner näher und kann dann lesen:

„Schüler des großen Richard Wagner.“

Was mancher nicht weiß

In England sind Lotterien seit dem Jahre 1926 verboten.

Der erste Füllfederhalter wurde im Jahre 1780 hergestellt.

In Newyork kommt durchschnittlich alle zwei Stunden ein Ueberseesdampfer an.

Das erste Barometer wurde im Jahre 1643 von einem Schüler Galileis hergestellt.

Der Inhalt eines Straußeneies entspricht ungefähr dem Inhalt von 86 Hühnereiern.

Ein Jahr auf dem Neptun dauert 165 Erdenjahre.

Das tiefste Bohrloch Europas befindet sich bei Czuchow in Dbersteirien. Es ist 2240 Meter tief.

Die Botanik kennt ca. 10.000 verschiedene Orchideenarten.

Lustiges Allerlei

Bei der Wahrsagerin

„Ich sehe hier eine Linie in Ihrer Hand, die nochmal von großer Bedeutung für Ihr Leben sein wird!“

Rastierer: „Ja, ich weiß, die Hamburg-Amerika-Linie!“

Boshaft

Sie: „Untermwegs gab ich einem alten blinden Bettler sechs Pence. Er bat so dringend: „Bitte, schönes Fräulein, eine milde Gabe!“

Er: „Der Kernte scheint wirklich blind gewesen zu sein!“

In der Prüfung

Professor: „Auf welcher Hochschule haben Sie sich denn diesen umfassenden Mangel an Kenntnissen erworben?“

Die passende Gegend

„Menschenstind, warum laufen Sie stundenlang hier in der Nähe der Dynamitfabrik herum?“

„Ich will mir das Rauchen abgewöhnen!“

Der Grund

„Ach geh, Robert, du siehst mich nicht mehr! Vor der Hochzeit warst du ganz anders mit mir!“

„Das glaub ich — vor der Hochzeit hast du mich immer mit offenen Armen empfangen, jetzt nur noch mit offenen Händen!“

Die Genieser

Kurzaft: „Wie, das soll ein Kurort sein? In dem Nest gibts ja nicht mal ein Amüsament!“

Einheimischer: „Aber bitte, Sie glauben nicht, wie wir uns über die ankommenden Fremden amüsieren!“

Illusion



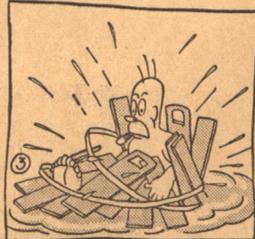
Wenn sich der Maler Quast mal einen recht gemächlichen Nachmittag machen will, dann setzt er sich in sein Atelier und hängt an jedes Bild ein Schildchen „Verkauf!“

denstes der weißen Armee.“ Er wies mir einen Platz vor einem Tisch an, der in der Mitte des Zimmers stand. Hier können wir in Ruhe sprechen“, begann er. „Also: Unter Nachrichten hat die Aufgabe, erlitten die Spionage der Roten in unseren Reihen abzuwehren, zweitens die Missetaten der Wagner auszufundstücken. Die Methoden sind immer dieselben. Ohne Spigekel geht es nun einmal nicht. Wir arbeiten nach den Methoden der Dztana, also Frowogierung und ricktsitstlicher Verrat. Die Regierung kann in Rußland noch so oft wechseln. Dieses System wird immer dasselbe bleiben. Für mich ist meine Arbeit ein Sport, ein aufregendes Spiel. In unserem Dienst stehen viele solcher Liebhaber harter Spannungen.“ Wir wendeten die gleichen Methoden wie die Roten an. Nun, Sie werden ja selbst sehen.“

„Was hätte ich zu tun?“ fragte ich. „Sie wären zur Disposition des geheimen Nachrichtenendienstes gestellt, in der Abteilung Spionageabwehr. Sie würden gewisse Brivolgen bei den Märschen der Armee begleiten. Sie würden nicht zu Fuß kämpfen wie das arme Kanonenfutter, sondern würden im Zuge oder auf einem Wagen befördert. Ihre Aufgaben ergeben sich von Fall zu Fall. Alle nötigen Kapitel stehen Ihnen selbstverständlich zur Verfügung. Ihr Name würde lauten — Marhsia Ataman.“ Bei diesen Worten zeigte Dersk Wabkin auf einen geöffneten Schrank, in dem unzählige Akten lagen. Hier gab es Fälle, ausgestellt von allen möglichen Vorkäufen und russischen Behörden. „Also, wollen Sie oder wollen Sie nicht?“ fragte er mich kurz.

Nach entschlossenen antwortete ich: „Ja, ich will.“ Und doch hatte mich schon jetzt ein tiefer Ekel vor der ganzen Sache gepackt. Ich sah, daß es hier nur um persönliche Interessen ging. Und — ehrlich gesagt — auch ich hätte nur ein Ziel vor Augen: Irgegendwo zu einer ärderlichen Summe Geldes zu kommen und dann ins Ausland! Heraus aus diesem Sumpf, der alles zu verschlingen drohte! Der Oberst erzählte mir noch von den unheimlichen Intrigen, die im Stab der Weißen Armee herrschten. Jeder wäre dort der Feind des anderen. Verräterei sei an der Tagesordnung. Sogar unter den verantwortlichen Leitern vermutete man bolschewistische Agenten, genau wie mancher tüchtige Revolutionär vor dem Kriege später als Geheimagent der zaristischen Polizei entlarvt werden konnte.

Adamson
wollte
baden





Badisches Schach

Zonenturnier in Köln

Folge 18 — 5. Mai 1935

Judisch

Westdeutschland hat dieses Jahr zuerst seine Auswahlkämpfe für die Deutsche Meisterschaft durchgeführt. Die Verbände Westfalen und Niederrhein stellten je drei Vertreter, dazu kamen noch die Spitzenpieler des Kölner Zwickverbandes und die beiden Berliner Meister Neffstab und Sämisch. Am Start gab man den beiden Berlinern und dem Düsseldorf'er Engels die besten Ausichten auf Erbringung eines der drei ersten Plätze. Mit dem Essener Lange rechnete man weniger, da er in letzter Zeit wenig gefallen konnte. Diese gehobenen Erwartungen erfüllten sich nur teilweise. Gerade dieses Turnier hat so deutlich gezeigt, daß es auch im Schach nicht nur auf das Kennen und Können ankommt, sondern daß auch der Kampfeswille und die jeweilige Tagesform eine entscheidende Rolle spielen. Von den Favoriten gaben nur Engels und Neffstab, die beide durchweg sehr sicher spielten und mit je 6 1/2 Punkten die beiden ersten Plätze teilten, den etwas vorläufigen Prophezeien recht, während Sämisch, der doch sicherlich einer der besten deutschen Schachspieler ist, sie bitterlich enttäuschte. Seine schon berichtigt gewordene Zeitnot spielte ihm auch in diesem Turnier so manchen bösen Streich; in der letzten Runde noch übergriff er in Gewinnstellung gegen Gerhardt, Essen, die Zeit und verzögerte sich so die letzte Möglichkeit zur Teilnahme an der diesjährigen Deutschen Meisterschaft. Den wichtigen dritten Platz holte sich der Westfalenmeister Ernst, der zwar etwas ungleich spielte, aber es nie an dem nötigen Kampfesgeist fehlen ließ, mit 5 1/2 Punkten. An 4. u. 5. Stelle mit je 5 Punkten landeten der Kölner Schiefer und der junge Bochumer L. Herrmann, der nach der 5. Runde die besten Ausichten hatte, aber durch eine unglückliche Niederlage gegen Ernst offenbar das Selbstvertrauen verlor. Sämisch brachte es trotz seines wenig rationalen Spiels immerhin noch auf 4 1/2 Punkte. Wir bringen heute zwei interessante Kampfpартien aus diesem Turnier.

Königsäuferpiel

Weiß: Ernst, Seltentrichen Schwarz: Gerhardt, Essen

1. e2-e4 e7-e5
2. Pf1-c4 e8-g8
3. d2-d3 d7-d5
4. e4-d5 f8-d5
5. g1-f3 e8-c6
6. 0-0 f8-e7
7. Pf1-e1 f7-f6
8. d3-d4 e5-d4
9. e3-d4 e6-d4
10. d1-d4 e5-b6
11. d4-e4 e6-e4
12. d4-e4 c7-c6
13. e61-c8 e8-f8
14. c1-f4 f8-c8
15. f4-e3 d8-d7
16. e3-c5 e7-c5
17. d4-c5+ f8-f7
18. f2-f3 h7-b6
19. d5-b4 e4-f5
20. f1-d1 d7-c7
21. d4-c4+ f7-f8
22. e3-b5 d7-f7
23. d4-c6 f8-c8
24. d6-c8! aufgegeben

Anmerkungen (s. Z. nach G. Rogmann in der B.Z.)

1. Wenn dieser Bauernzug ungeprüft gelassen könnte, wäre die weiße Parteeinlage völlig harmlos. Das ist aber nicht der Fall. Der Vorstoß d5 ist verfehlt, weil der Bauer e5 schwach wird. Besser war Einkerbung in die Wiener Partie mit 3. ... e6 4. e3, e4.
2. Schwarz sieht sich bereits genötigt, den Schwächling e5 durch diesen unbedenklichen Bauernzug zu decken. Auf 7. ... e4 wäre sofort h3 gefolgt.
3. Der schwache Bauer e5 ist zwar verschwunden, dafür ist jedoch der niederheinische Meister in eine Fesselstellung geraten, aus der sein König sich nicht mehr durch die Nothilfe in Sicherheit bringen kann.
4. Die weiße Partie spielt sich fast von selbst; Schwarz kann den Entwicklungsnachteil nicht mehr wettmachen.
5. Dieser „beispielerne“ Bauernzug leitet die entscheidende Schlusswendung ein.

Weiß: L. Herrmann, Bochum Schwarz: Dalkert, Köln

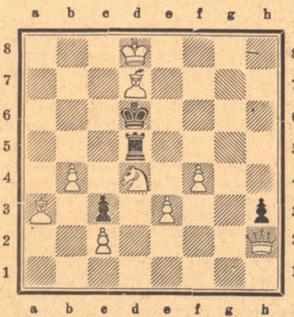
1. d2-d4 e8-g8
2. e2-c4 e7-e6
3. e3-e3 0-0
4. e2-e3 0-0
5. Pf1-d3 d7-d6?
6. e3-e4 e7-c5
7. 0-0 f8-e7
8. e2-c3 e8-c6
9. d4-d5! e6-d5?
10. e4-d5 e6-c5
11. e8-e4 f8-g4
12. f2-f3 e5-d3
13. d3-d3 e4-c5
14. d3-d3 e4-c5
15. f2-f4 e5-d7
16. c1-d2 f7-f5?
17. f1-e1 f5-e4 e3-e4 e7-f6
19. e4-c5 d7-f7
20. e5-e6 f8-e8
21. e6-g5 d7-f8
22. f1-e8 d8-e8
23. f1-e1 d8-g6
24. d3-d3 d7-d6
25. e1-e7 e8-g6
26. e5-e6 e8-f5
27. d3-d4 d6-d3
28. e7-e8+ g8-f7
29. d4-d7+ f7-g6
30. e6-f8+ g6-f6
31. e8-e6+ e5-f6
32. f4-f5+ d3-d2
33. e6-f6+ f6-g5
34. d7-f7+ f5-g4
35. f7-g7! d2-e1+
36. g1-g2 aufgegeben

Anmerkungen

1. Schärfere d7-d5!
2. Vorsichtiger e7, nach dem Bauerntausch wird das Feld f5 schwach.
3. Schwarz hat jetzt schon keine vernünftige Züge mehr, das offenbar beachtlichste f7-f5 verbietet sich wegen f4 nicht e5.
4. Ein Schönheitsfehler. Mit 32. f6-f5, g7-f6, f5-f4, d2-d3: d4: d7-f7+, g5 f5. e6 Matt ging es rascher.

Problem Nr. 18

W. Bild, Mannheim-Waldhof

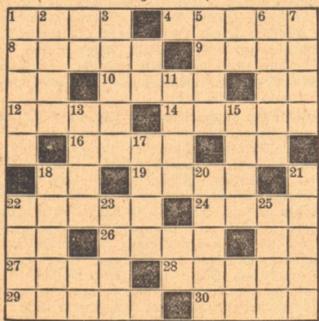


Matt in 2 Zügen

Unsere Aufgabe Nr. 14 von G. Weder macht offenbar viel Kopfschmerzen. Wir bemerken, daß die angegebene Stellung: Kb3, Da3, Lb6, b8; Sb7, c6; Vg2, g4, h3; Kh4, Th5, Vd8, Vc7, e5, f6, g3, g5 richtig ist. 1. Dc7 schneitert an Th8! Man wird der Stellung besser beisommen, wenn man zunächst mit den schwarzen Gegenzügen anfängt und sich jedesmal die dann mögliche zweizügige Mattführung zurechtlegt. Nur einmal klappert es nicht, da ja Weiß noch seinen 1. Zug zu gut hat. Lösungen von 14 und 15 in der nächsten Folge.

Wörterpuzzle

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter

a) von links nach rechts: 1 Fluß in Belgien, 4 männlicher Vorname, 8 Musikinstrument, 9 Fahrzeug, 10 weiblicher Vorname, 12 Suttier, 14 Naturerscheinung, 16 Meerenge, 19 Zeitabschnitt, 22 bearbeitetes Metall, 24 Kröte, 26 Wasservogel, 27 Schlüsselwort, 28 Tageszeit, 29 Schmutzstück, 30 Planet;

b) von oben nach unten: 1 Fluß in Westdeutschland, 2 Gott des Krieges, 3 das Unterbische, 5 Nebenfluß der Mosel, 6 Gebirge in Afrika, 7 preussischer Kriegsminister, 11 Schriftstück, 13 Naturerscheinung, 15 Bezeugung, 17 Nebenfluß des Rheins, 18 Blütenpflanze, 20 Sadfrucht, 21 Laubbaum, 22 Lampenfuß, 23 amerikanische Münze, 25 junger Mensch.

Umkehrrätsel!

Die Wörter: Tafel — Nelke — Regler — Tadel — Titaner — Roman — Palme — Donner — Ford — Larve — Ronde — Alpen — Asten — Strich — Niere

Insel — Eichel sind durch Umstellungen der Buchstaben in Wörter anderen Sinnes umzuwandeln. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter der Reihe nach gelesen, einen deutschen Freiheitshelden.

Vorsehrätsel

Worte, Stern, Lade, Land, Bar, Kunde, Range, Maden. Vor jedes Wort soll eine der nachstehenden Silben gesetzt werden, wodurch neue, sinnvolle Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen den Namen eines bekannten Abenteurers.

bal — is — nach — no — o — o — re — se.

Bergerbild im Bilderrätsel



Wie lautet die Inschrift, und wo ist der Burgherr?

Auflösungen

Kreuzworträtsel: a) 1 Fiesland, 6 Eid, 7 Roc, 8 Alm, 10 Kamel, 12 Reis, 14 Fala, 16 Aste, 18 Erit, 20 Eide, 23 See, 25 Lot, 26 Leo, 27 Frettchen; — b) 1 Feder, 2 Eid, 3 Salm, 4 Rom, 5 Georg, 8 Ras, 9 Met, 10 Aste, 11 Lampe, 13 Ert, 15 Zel, 16 Wolf, 17 Eis, 18 Ede, 19 Ranon, 21 Cent, 22 Bor, 24 See.

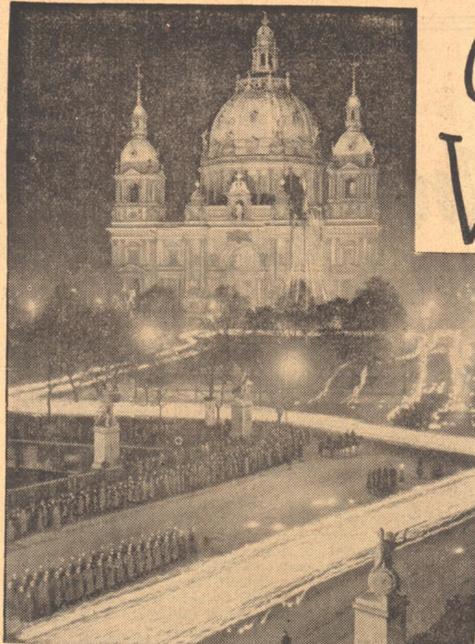
Japanisches Epigramm: Durch Worte allein kommt es nicht zur Freundschaft.

Uebersetzung: Schwindel.

Die Schwärzer heißen: Rauer, Rebe, Lor, Regen, Rager, Rase, fag, Eka, Rebel, Eid, Eiam, Nops, Karf, Emma, Gel, rebe.

Verantwortlich für Text und Bild Dr. G. Hördang und Fred Seez, Karlsruhe

Bilder der WOCHE



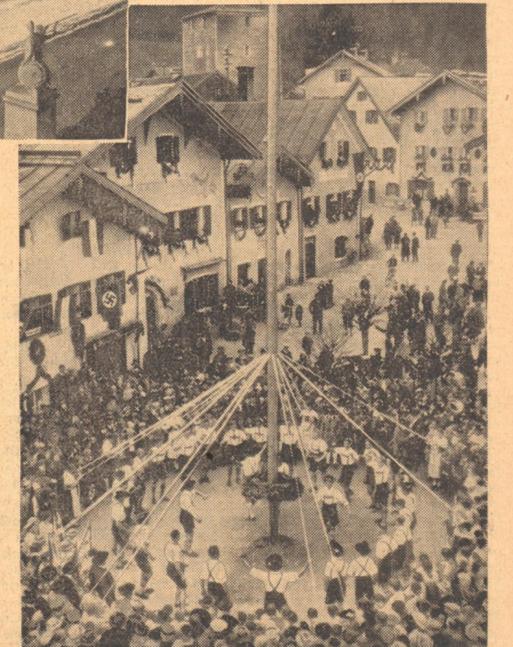
Der Ausklang der Berliner Feiern am 1. Mai war ein herrlicher Festzug, der von Reichswehr, Marine, Fliegern, E.M. E.S. Arbeitsdienst und einer Reihe weiterer Formationen und Verbände zum Lustgarten vor dem Schloß ausgedehnt wurde. Die Aufnahme hat den mächtigen Scherstrom der Mädelträger fast vor seinem Ziel festgehalten: vorn die Schloßbrücke, im Hintergrund der hell angestrichelte Dom, dahinter der Matsbaum.

Unten: Maifeier in Oberbayern Volkstänze in Bad Reichenhall.

Der berühmte deutsche Tonbildner Emil Nolde (v. R. z. n. i. c. e. t., der in Wien geboren wurde, begibt am 4. Mai seinen 75. Geburtstag. Die Opernbühne dankt ihm eine Reihe wertvoller und häufig aufgeführter Werke.



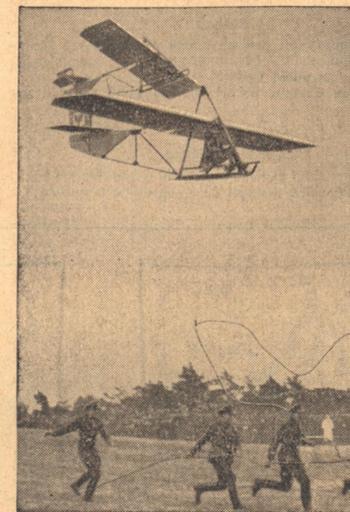
Neuer Weltpräsident des Roten Kreuzes Admiral Carl Doering wurde in Paris zum Präsidenten der Roten Kreuz-Vereine gewählt.



Das Kunstwerk des Monats Mai Schnitzwerk eines oberdeutschen Meisters um das Jahr 1400. Es stellt Christus im Grabe dar, von einem Engel betrauert.



Zum Regierungsjubiläum des Königs von England, das vom 6. Mai ab von der englischen Nation und im ganzen britischen Weltreich mit großen Festlichkeiten begangen wird, setzen wir die offizielle Aufnahme des Königspaars an jenem Antrittstage am 22. Juni 1911. (Der Regierungsantritt des Königs war bereits am 6. Mai 1910 erfolgt.)



Zwei Segelflugszeuge übereinander

Aufnahmen: Ober-Waterdienst (4), Fodor (3)